

Szenen des Elends
Der Film «Platzspitzbaby» bilde die Realität gut ab, sagt ein einstiger Drogensüchtiger. **HINTERGRUND 3**

Geerbte Konzertreihe
Die Kirchgemeinde Tegelfelden organisiert mit Geld aus einem Legat Kirchenkonzerte. **REGION 2**



Foto: Elizabeth Lies/Unsplash

Einschnitt ins Dasein
Krank werden heisst oft, die Weichen neu zu stellen. Und den Blick aufs Leben zu verändern. **DOSSIER 5-8**

Kirchgemeinden
Infos aus Ihrer Kirchgemeinde enthält der zweite Bund oder die separate Gemeindebeilage. **BEILAGE**

reformiert.

Aargau

Die evangelisch-reformierte Zeitung

Nr. 3/März 2020
www.reformiert.info

Mit zwei Männern in Weiss hat der Vatikan ein Problem

Religion Joseph Ratzinger interveniert in heiklen Momenten, statt wie versprochen zu schweigen. Die Attacken gehen nicht spurlos an Nachfolger Papst Franziskus vorüber. Er enttäuscht die Reformer.



Einspruch «aus der Tiefe des Herzens»: Der emeritierte Papst Joseph Ratzinger mit Papst Franziskus während einer Messe im Petersdom in Rom.

Foto: Reuters

Er werde schweigen und beten, versprach Papst Benedikt XVI., als er 2013 zurücktrat. Aber lange hielt Joseph Ratzinger nicht durch. Wiederholt meldete er sich zu Wort. Zuletzt verteidigte er im Buch «Aus der Tiefe des Herzens» des Kardinals Robert Sarah den Zölibat. Nur wenige Wochen, bevor Franziskus den Forderungskatalog der Amazonas-Synode beantwortete.

Marco Politi bezeichnet die Publikation schlicht als Skandal: «Sie war eine Intervention in einen Regierungsakt des Nachfolgers.» Der Journalist schrieb lange für italienische Tageszeitungen über den Vatikan und veröffentlichte zuletzt das Buch «Das Franziskus-Komplotz».

Dass Ratzinger sogleich ausrichten liess, er habe Sarah nur den Aufsatz ausgehändigt, von dem Buch aber nichts gewusst, hält Politi für wenig glaubwürdig. «Sarah ist ein anständiger Mensch, er würde Ratzinger niemals hintergehen.» Welche Auswirkungen die Intervention hatte, ist ungewiss. Den Bruch mit

«Noch nie gab es innerhalb der kirchlichen Hierarchie eine derart starke Opposition gegen einen amtierenden Papst wie jetzt gegen Franziskus.»

Marco Politi
Journalist und Autor

dem Vorgänger riskierte Franziskus jedenfalls nicht. Am 12. Februar antwortete er auf die Synode und enttäuschte viele Reformer. Sie hatten gehofft, dass sich der Papst hinter die Forderungen stellt, welche die Bischöfe aus dem Amazonas-Gebiet im Oktober gestellt hatten. So wollten sie auch verheiratete Diakone zu Priestern weihen dürfen.

Versteckte Botschaften

Vom Zölibat schreibt der Papst keine Zeile. Kirchenhistoriker Hubert Wolf, der an der Universität Münster lehrt, sagt: «Stattdessen zeichnet Franziskus ein überhöhtes Priesterbild, das auf das 19. Jahrhundert zurückgeht und sogar noch hinter den Aussagen von Johannes Paul II. zurückbleibt.» Da scheine Franziskus den Konservativen «zu geben, was sie hören wollen».

Einen konservativen Kurs hält Franziskus auch, wenn er über die Frauen schreibt. Sie leisteten ihren Beitrag, «indem sie die Kraft und Zärtlichkeit der Mutter Maria wei-

tergeben». Dass jenen Frauen, die nach der Weihe streben, Klerikalismus unterstellt wird, ist für Wolf «zynisch». Der Theologe geht davon aus, dass die Priesterweihe für Frauen damit vom Tisch ist. Auch Diakoninnen werde es unter dem jetzigen Papst kaum geben.

Politi vermutet, dass Franziskus die Forderungen wollte. «Doch der Protest im Vatikan war zu stark.» Ratzingers Intervention sei nur die berühmte Spitze des Eisbergs.

Um zu erkennen, wo Franziskus auf die Reformer zugeht, braucht es die Lupe des Insiders. Wolf weist darauf hin, dass der Papst mit seinem Schreiben die Beschlüsse der Amazonas-Synode bloss ergänzt. «Indem er die Verantwortung den Hirten vor Ort überträgt, versucht er, der Kritik der Konservativen in Rom auszuweichen», betont Wolf.

Franziskus komme ihm vor wie jemand, der eine Lunte auslege, ohne sie anzuzünden, sagt auch der Schweizer Kapuziner Willi Anderau. «Doch was passiert, wenn ein

anderer sie anzündet?» Die Zurückhaltung des Papstes erklärt sich Wolf mit der Verantwortung für die Einheit der Kirche. «Zumal er mit heftigen Attacken aus dem reaktionären Lager, das sich angeblich auf Joseph Ratzinger stützt, konfrontiert ist.» Wolf bezweifelt aber, «dass sich Franziskus mit seinem Lavieren einen Gefallen tut».

Politi hat mehr Verständnis. «Nie gab es in der Hierarchie eine so starke Opposition gegen einen Papst.» Hinzu kommen Querschüsse Ratzingers, der sich so als Projektionsfläche für Franziskus-Gegner anbietet. «Zum Schattenpapst taugt er trotzdem nicht», erklärt die Zürcher Geschichtsinstitutlerin Claudia Zey. Dafür sei der 1927 geborene Deutsche zu alt. «Zudem war seine Rücktrittserklärung sehr klar.»

Ein Vorbild für den Papst ausser Dienst gibt es in der Kirchengeschichte: Coelestin V. Freilich war Ende 1294 noch keine vier Monate im Amt, als er abdankte. Und bis Rom hatte er es nie geschafft, er regierte die Weltkirche von einer für ihn gezimmerten Mönchsklausen in Neapel aus. Der Nachfolger Bonifatius VIII. steckte ihn in Klosterhaft.

Eigentlich nicht kompatibel

Bonifatius wusste offenbar, was für Zey noch heute gilt: «Zwei Männer in Weiss sind mit dem Papsttum nicht kompatibel.» Franziskus habe Ratzinger ermuntert, weiterhin zu reisen und Besucher zu empfangen, sagt Vatikan-Kenner Politi. Er wolle keinen Konflikt riskieren.

Für Wolf hingegen ist die klare Führung «die historische Stärke des Katholizismus». Für Rücktritte brauche es klare Regeln: Schweigekloster statt Wallfahrtstourismus wie jetzt, da Ratzinger täglich bis zu 30 Besucher empfangt. Wolf sieht Franziskus in der Pflicht: «Sein Amt verleiht ihm die Autorität, den Vorgänger von der Öffentlichkeit abzuschotten.» Aber er müsste halt gewillt sein, sie zu nutzen. **Felix Reich**

Interview: [reformiert.info/marcopoliti](https://www.reformiert.info/marcopoliti)

In eigener Sache

«reformiert.» mit neuer Website

«reformiert.» hat seinen elektronischen Auftritt erneuert: In eleganter Darstellung finden Sie auf www.reformiert.info aufgeschaltete Printartikel, Online-Beiträge und Videos. Hinzu kommen neu Veranstaltungshinweise aus den Kirchgemeinden von Biel bis Müstair sowie ein Pool für Jobs und Freiwilligenarbeit. Hier können die Kirchgemeinden Personen suchen und finden – vielleicht auch Sie? Ebenfalls neu: eine App und ein Newsletter. **Die Redaktion**

Positive Bilanz der «Aktion 72 Stunden»

Freiwilligenarbeit Eine «sehr positive Bilanz» ziehen die Organisatoren der «Aktion 72 Stunden», die vom 16. bis 19. Januar 2020 rund 15 000 junge Menschen dazu gebracht hat, gemeinnützige Freiwilligenarbeit zu leisten. Insgesamt wurden 235 Projekte realisiert, welche diesmal auf die 17 Nachhaltigkeitsziele der «Agenda 2030» der UNO fokussiert waren. So sind gemäss den Organisatoren unter anderem 1500 Liter Müll gesammelt, rund 1800 Spielsachen repariert, ein Schneepark errichtet, Insekten- und Vogelhotels gebaut und 72 Bäume gepflanzt worden. Auch viele Jugendgruppen aus dem Kanton Aargau waren an der schweizweiten Aktion beteiligt. ti

Swiss trennt sich von Chocolatier Läderach

Toleranz Die Schweizer Fluggesellschaft Swiss hat laut der Zeitschrift «Beobachter» die Zusammenarbeit mit der Schoggi-Firma Läderach aus Ennenda (GL) im November beendet. Grund dafür sind offenbar Medienberichte, in denen die Firmeneinhaber Johannes und Jürg Läderach als «homophob» und «frauenfeindlich» dargestellt wurden. Zu Unrecht, wie die Firma in einer Stellungnahme erklärte: Läderach übe «eine Nulltoleranz, was Diskriminierung betrifft, egal, aus welchem Grund». Gegen mehrere Läderach-Filialen wurden Vandalenakte verübt, und es kam zu Boykottaufrufen. Die Praliné-Box der Firma Läderach ist noch bis Mitte April Bestandteil des Swiss-Bordsortiments. ti

Kein Wehrpflichtersatz mehr für Dienst in Rom

Schweizergarde Die Mitglieder der päpstlichen Schweizergarde sollen für die Dauer ihres Einsatzes im Vatikan keine Wehrpflichtersatzabgabe mehr bezahlen müssen. Das haben die sicherheitspolitischen Kommissionen des National- und des Ständerats beschlossen und einer parlamentarischen Initiative des Walliser SVP-Nationalrats Jean-Luc Ador zugestimmt. Gegner der Änderung argumentieren jedoch, der Dienst in der Schweizergarde stelle keinen Auslandeinsatz für die Schweizer Armee dar, und die Gardisten müssten deshalb ersatzpflichtig bleiben. Eine Ausnahme würde einen Verstoß gegen die Gleichbehandlung bedeuten. ti

Aargauer Hilfe für Christen in Syrien

Soforthilfe Der Kirchenrat der reformierten Landeskirche Aargau unterstützt protestantische Kirchengemeinden in Syrien mit 10 000 Franken aus der Rückstellung für Soforthilfe. Laut der Mitarbeiterzeitung «a+o» wird der Betrag an das Hilfswerk der evangelischen Kirchen der Schweiz (Heks) überwiesen, welches mit verschiedenen Partnerkirchen in Syrien zusammenarbeitet. Mit der Hilfsaktion folgt der Kirchenrat einem Aufruf der Evangelisch-reformierten Kirche Schweiz (EKS), welche sich mit den bedrohten Christen und Christinnen in der Region solidarisiert und Landeskirchen und Kirchengemeinden um Unterstützungsbeiträge gebeten hat. ti



Der Hof der Familie Arnold in Sins ist für viele Kinder ein zweites Daheim.

Foto: Niklaus Spoerri

Ein Zuhause für eine bunte Kinderschar

Pflegeeltern Ramona und Roger Arnold nehmen Kinder aus Familien in Not in Obhut – auch nach der Geburt ihres dritten Sprösslings. Eltern wie die Arnolds gibt es schweizweit einige Tausend. Laufend werden mehr gesucht.

Ramona und Roger Arnold bringt so schnell nichts aus der Fassung. Das Paar sitzt am Küchentisch ihres Bauernhofs in Sins und erzählt seelenruhig über ihr turbulenten Familienleben, während die vierjährige Tochter auf dem Steckenpferd herumgaloppiert und der zweijährige Sohn auf dem Schoss seines Vaters auf und ab klettert. Damit sind noch nicht alle Kinder gezählt, die im Haus ein und aus gehen. Am Tisch sitzt heute auch ein 16-jähriges Mädchen. Sie ist eins von neun Pflegekindern, die bei Arnolds Obhut gefunden haben. Jeden Monat verbringt sie hier ein Wochenende, ab und zu eine Ferienwoche.

Genau zwei Jahre ist es her, als für einige Wochen frisch geborene Zwillinge zur Familie zählten. Die

meisten wären mit zwei Säuglingen, einem Baby und Kleinkind kolabiert, nicht so die Arnolds. «Ja, wir sind geduldig», sagt Ramona grinsend. «Nur nach der Hochzeit konnte es nicht schnell genug gehen.»

SOS- und Dauerplätze

Als Ramona auch zwei Jahre nach der Hochzeit «noch immer nicht» schwanger war, meldete sich das Paar 2014 bei der Fachstelle Pflegekind Aargau in Baden. Roger erinnert sich: «Wir wollten uns so sehr um Kinder kümmern, wir haben Platz und ein gutes Umfeld.»

Tatsächlich wurde das Ehepaar als «SOS- und Entlastungsfamilie» in die Kartei aufgenommen. Maximal sechs Monate wohnen bei ihnen Kinder, deren Eltern nicht mehr

für die Betreuung im Stande sind. Kinder, die sich in akuten familiären Krisensituationen befinden, oder die dauerhaft in Pflegefamilien wohnen und ab und zu herkommen, damit die Pflegefamilie

«Wir lernen viele Facetten des Lebens kennen.»

Roger Arnold
Pflegevater

Zeit für sich hat. In der Schweiz leisten gemäss einer Erhebung rund 5000 Eltern die herausfordernde Aufgabe, ein Pflegekind temporär oder dauerhaft bei sich aufzunehmen. Sie betreuen Kinder, die nicht bei ihren Eltern leben können: etwa weil diese einen Unfall hatten, überfordert, psychisch oder suchtkrank sind, in Haft sitzen oder ihre Kinder vernachlässigen.

Gemäss Ursula Heimgartner von der Fachstelle Pflegekind Aargau sind in der Schweiz 13 000 bis 15 000 Kinder in Pflegefamilien und Heimen platziert, genaue Zahlen gibt es nicht. Der Bedarf an Familienplätzen bleibt hoch, doch Pflegeeltern lassen sich nicht einfach finden. Heimgartner sagt: «Wer ein Kind bei sich aufnimmt, muss über viel Geduld, Verständnis und ein gutes Umfeld verfügen, denn viele Kinder bringen schwere Rucksäcke mit, die sich auf unterschiedlichste Weise bemerkbar machen.» Und man müsse sich bewusst sein: Die elterliche Sorge liege in der Regel weiterhin bei den leiblichen Eltern.

Geschärfter Blick aufs Leben

Alle Eltern werden von der Fachstelle auf Herz und Nieren geprüft und in einem Seminar auf ihre Aufgabe vorbereitet. Ob die Pflegeeltern verheiratet, alleinstehend oder homosexuell sind, spielt für viele Platzierungsstellen keine Rolle. Wichtig sind strukturelle und psychischen Ressourcen, Werthaltungen, das passende Alter und das Beherrschen der deutschen Sprache, nebst vielen weiteren Kriterien. Die Fachstelle besucht regelmässig alle Pflegeeltern und bietet Weiterbildungen und Supervision an.

In wenigen Wochen kommt der dritte Arnold-Sprössling zur Welt, und auch danach wollen Ramona und Roger Pflegeeltern bleiben. «Es ist schön, so verschiedene Menschen auf ihrem Weg zu begleiten», sagt Ramona. «Wir lernen viele Facetten des Lebens kennen», so Roger. «Die Kinder regen mich an, über vieles nachzudenken.» Gefallen an einer grossen Kinderschar hat auch ihre 16-jährige Pflege-tochter gefunden: Sie sucht für den Sommer eine Lehrstelle als Kleinkindbetreuerin.

Anouk Holthuisen, Yael Bachmann

Infos für interessierte Pflegeeltern:
www.pflegekind-ag.ch.

Interview mit Ramona und Roger Arnold:
reformiert.info/pflegekinder

Tegerfelden wird dank Legat hellhörig

Erbschaft Aus einem Vermächtnis von über 400 000 Franken kann die reformierte Kirchgemeinde 15 Jahre lang Konzerte finanzieren.

Heinz Birrer, Ortsbürger von Tegerfelden im aargauischen Surbtal und wohnhaft in Trimbach SO, war ledig, Revisor bei der Aargauischen Kantonalbank und sehr sparsam. Als er 2016 68-jährig starb, hinterliess er ein stattliches Vermögen von rund 3,5 Millionen Franken. Dieses hatte er schon zu Lebzeiten mit Legaten auf verschiedene Institutionen der Region aufgeteilt: die Musikgesellschaft Tegerfelden etwa, das kantonale Weinbaumuseum in Tegerfelden – und die örtliche reformierte Kirchgemeinde.

Bereits am 13. Juni 2018 konnte an der Kirchgemeindeversammlung über den Eingang von 190 000 Franken aus dem Nachlass Birrer berich-

tet werden. «Es gab aber noch eine weitere Zahlung», bestätigt Matthias Bärtsch, Aktuar und Finanzvorstand der Kirchenpflege: «Der Gesamtbetrag des Legats ist 417 740 Franken und 50 Rappen.» Gemäss Legatstext handelt es sich um einen «Beitrag für Kirchenkonzerte in der reformierten Kirche Tegerfelden». Das Legat, so hatte Heinz Birrer bestimmt, sei «über eine längere Periode aufzuteilen». Verantwortlich für die Verwaltung, Auswahl und Vergabe sei der «Kirchgemeinderat».

Fünfstelliges Jahresbudget

Diese Verpflichtung hat die Kirchenpflege wahrgenommen, indem sie «den Legatstext gedeutet und in ei-

nem Legatskonzept festgehalten hat», wie Matthias Bärtsch erklärt. Dieses Konzept legt die «längere Periode», in welcher das geerbte Geld aufzuteilen ist, auf 15 Jahre fest, woraus sich ein jährlicher Budgetrahmen von 25 000 bis 30 000 Franken ergibt. Das Jahresbudget soll zu einem Viertel für spontane Anlässe und zu drei Vierteln für eine Konzertreihe verplant werden.

Die Konzertreihe trägt den Namen «hellhörig» und startet am 21. März 2020 (20 Uhr, Kirche Tegerfelden) mit dem Jugendchor «Soul-teens» aus Thun. Im Juni folgt ein

«Der Gesamtbetrag des Legats ist 417 740 Franken und 50 Rappen.»

Matthias Bärtsch
Kirchenpfleger

Cello-Konzert mit einem regionalen Künstler. Die «hellhörig»-Reihe soll jährlich insgesamt vier Konzerte umfassen. Realisiert werden die Konzerte durch eine Kommission, die von Matthias Bärtsch geleitet wird. Das Konzept versteht unter dem Legatzweck «Kirchenkonzerte» Musik, «die in einer Kirche aufgeführt werden kann». Die Auslegung soll aber möglichst breit und «offen für viele Musikrichtungen sein».

Dass Heinz Birrer übrigens nicht nur der Kirchgemeinde Tegerfelden, sondern auch der Johanneskirche Zweiggemeinde Trimbach, deren engagiertes Mitglied er offenbar war, einen stattlichen Betrag mit ganz ähnlicher Zweckbestimmung hinterliess, erfuhr man in Tegerfelden erst durch die Recherchen von «reformiert.»: «Diese Informationen waren mir neu», sagt Matthias Bärtsch: «Die Zweiggemeinde Trimbach ist ihrerseits auch nicht auf uns zugekommen.» Die Tegerfelden-Kirchenpflegepräsidentin Anita Sieber Hagenbach habe aber geplant, jetzt auf die Kirchgemeinde Trimbach zuzugehen. Thomas Illi

«Wir wollen ein klares Profil haben»

Hilfswerke Der Spendenmarkt ist hart umkämpft. Mit ihrer Fusion hoffen das Heks und der Entwicklungsdienst «Brot für alle», sich in diesem schwierigen Umfeld stärker zu behaupten.



Peter Merz blickt zuversichtlich in die Zukunft.

Foto: Désirée Good

Die Schweizer gelten als spendables Volk. Dennoch gehen bei Ihnen und anderen Hilfswerken die Spenden zurück. Was ist das Problem?

Peter Merz: Der Spendenmarkt ist immer härter umkämpft – in der Schweiz, aber auch international. Dennoch unterstützen die Schweizer und Schweizerinnen ihre Hilfswerke grosszügig. Angesichts der weltweiten Not bräuchten wir aber noch mehr Unterstützung und Geld. Lang anhaltende Krisen wie Kriege, Klimakatastrophen und interne Konflikte lösen leider immer weniger mediales Interesse aus. Fehlende Berichterstattung macht es aber schwieriger, Menschen zum Spenden zu motivieren.

Auch die politischen Rahmenbedingungen ändern sich. Der Bundesrat will die internationale Entwicklungszusammenarbeit neu ausrichten. Wie stehen Sie zu der Botschaft aus der Feder von Bundesrat Ignazio Cassis?

Mit der Stossrichtung sind wir einverstanden. Die internationale Zusammenarbeit muss der Armutsbekämpfung dienen und unter dem Dach der Agenda 2030 stehen, also den Zielen für nachhaltige Entwicklung entsprechen. Unbefriedigend an der Botschaft ist hingegen, dass Entwicklungszusammenarbeit künftig primär den Interessen der Schweiz dienen soll.

Was ist so falsch daran?

Es ist ein egoistischer Ansatz. Die Schweiz ist bekannt für ihre humanitäre Tradition. Entwicklungszusammenarbeit und humanitäre Hilfe sollen im Dienste der Benachteiligten stehen. Die Botschaft sieht vor, dass Entwicklungshilfe teils an die Bedingung geknüpft wird, dass sich weniger Menschen auf den Weg nach Europa machen. Doch diese Idee greift zu kurz. Denken Sie an die Lebensverhältnisse beispielsweise in Syrien. Da sind humanitäre Hilfe und Entwicklungszusammenarbeit wichtig, es wird aber immer Menschen geben, die anderswo eine Perspektive suchen. Auch der Stärkung der Zivilgesellschaft wurde zu wenig Bedeutung beigemessen. Jetzt warten wir die Diskussionen in den Räten ab.

Das Parlament ist grüner, weiblicher. Erwarten Sie sich mehr Unterstützung für Ihre Anliegen?

Ja, ich hoffe, das hilft, eine vertretbare Botschaft zu verabschieden, die auch genügend Finanzmittel vorsieht. Es gab aber auch eine gewisse Verschiebung innerhalb des linken Spektrums, von den Sozialdemokraten zu den Grünen und Grünliberalen. Es stellt sich jetzt die Frage, wie sich Letztere positionieren. Sie sind zum Teil sehr wirtschaftsfreundlich. Das muss nicht per se schlecht sein. Aber es braucht einen Konsens für eine nachhaltige Entwicklungszusammenarbeit, bei der auch die Menschenrechte beachtet werden.

«Angesichts der weltweiten Not bräuchten wir noch mehr Unterstützung und Geld.»

Die Zusammenarbeit mit der Wirtschaft spielt eine wichtige Rolle in der Botschaft. Ist das gut?

Damit die Nachhaltigkeitsziele der Agenda 2030 erreicht werden können, müssen sich Regierung, Zivilgesellschaft und Privatwirtschaft gemeinsam engagieren. Menschenrechte müssen eingehalten und der internationale Rechtsrahmen sowie die Landesgesetze respektiert werden. Die Zusammenarbeit mit der Wirtschaft soll Mehrwerte schaffen und nicht Ressourcen unwiederbringlich zerstören. Dies sind Vorgaben, wie sie die Konzernverantwortungsinitiative formuliert.

Apropos Wirtschaftlichkeit: Heks ist in einem Konsolidierungsprozess, musste sich aus drei Ländern und mehreren Projekten zurückziehen. Wie erfolgreich war 2019?

Peter Merz, 56

Der Kulturingenieur ist seit elf Jahren für das Hilfswerk der Evangelischen Kirchen Schweiz (Heks) tätig. Zunächst arbeitete er als Abteilungsleiter für Afrika und Lateinamerika, vier Jahre später stieg er zum Bereichsleiter der Auslandsarbeit und Mitglied der Geschäftsleitung auf. Zuvor hatte Merz für das Hilfswerk Helvetas gearbeitet und war als Berater tätig. Das Heks hat im Jahr 2018 rund 66 Millionen Franken eingenommen.

Wir waren mehrheitlich planmässig unterwegs und konnten unsere finanziellen Ziele für die Gesamtorganisation weitgehend erreichen. Für die Auslandprogramme mussten wir erneut auf Gelder aus angesparten Fonds zurückgreifen.

Ihre Antwort auf das schwierige Umfeld ist die für 2022 geplante Fusion mit dem Entwicklungsdienst «Brot für alle». Könnte die stärkere politische Positionierung zum Nachteil auf dem Spendenmarkt werden?

Wir wollen auch als fusioniertes Werk ein klares Profil haben. Ich hoffe, dass man uns als politisch engagierte Organisation wahrnimmt. Wir müssen die Menschen für die Themen Klimagerechtigkeit, Landvertreibung, Flucht und Asyl sensibilisieren. Gerade in den Kirchen wird ein profiliertes Hilfswerk positiv aufgenommen. Auch die Evangelisch-reformierte Kirche Schweiz unterstützt ja die Konzernverantwortungsinitiative.

Ein neuer Name, eine neue Organisation. Laufen Sie nicht Gefahr, Spender zu verlieren?

Eine Gefahr besteht tatsächlich darin, dass Spendende, die bisher beide Organisationen unterstützt haben, der fusionierten Organisation nicht mehr gleich viel spenden wie vorher den beiden Werken zusammen. Ich bin aber zuversichtlich, dass wir durch profilierte Arbeit und verstärkte Mobilisierung neue Spenderinnen und Spender ansprechen werden. Interview: Cornelia Krause, Constanze Broelemann

«Platzspitzbaby» weckt Erinnerungen

Sucht Michel Buris Leben war lange von Drogen bestimmt. Nun hat der Ex-Drogensüchtige mit «reformiert.» den Film «Platzspitzbaby» angeschaut.

«Ein starker Film», sagt Michel Buri, als er den Kinosaal verlässt. Einhalb Stunden hat der Ex-Drogensüchtige den Film «Platzspitzbaby» angeschaut. Erinnerungen an die Zeit, als die Jagd nach der täglichen Dosis Heroin sein Leben bestimmte, sind bei dem 41-Jährigen hochgestiegen. Längst hat er den Weg zurück ins bürgerliche Leben gefunden. Aber der Schweizer Kinohit vor dem Hintergrund des Drogenelends in Zürich Anfang der 1990er-Jahre liess ihn wieder zurückblicken: «Stell dir das vor: Alles dreht sich nur noch um die Sucht.»

Tief ist Buri abgestiegen, den es als «Landbub aus dem Bernischen» in den Drogenschwung von Zürich verschlagen hatte. Damals waren Platzspitz und Letten schon Geschichte. «Zum Glück – das wäre mein Tod gewesen», sagt er. Indes warteten auch Mitte der 1990er-Jah-

re «Kügelidealer» am Limmatplatz auf Kundschaft. Buri stürzte ab, flog aus der Wohngemeinschaft, schlief in Heizungskellern und öffentlichen Toiletten. Dann, vor elf Jahren, schaffte er den Absprung. Heute ist er Hauswart im Kirchenkreis zwei Zürich-Enge. «Damit schliesst sich ein Kreis», sagt er, der in seiner Kindheit kein Gutenacht-Gebet ausgelassen hat.

Lebensecht und authentisch

Den Sog, der einen in die Sucht zieht, findet Buri authentisch dargestellt. Eine Szene streicht er als besonders anschaulich heraus. Mutter Sandrine verkauft Hund Twister, der so etwas wie der emotionale Rettungsanker von Tochter Mia ist. Geld für Drogen ist ihr wichtiger als das Kind. In diversen Variationen schildert der Film diesen Liebesverrat. «Erstaunlich, wie lebens-

echt das wirkt», lobt Michel Buri die schauspielerische Leistung von Luna Mwezi, der Mia-Darstellerin.

Immer wieder hofft Mia, dass ihre Mutter das Versprechen einlöst, von der Nadel loszukommen. Auf dem Küchenschrank prangen Magnet-Ziffern. Die Zahlen geben Sandrines Tage ohne Heroin an.

Auch Michel Buri hat die drogenfreien Tage nach seinem letzten Entzug gezählt. Zuerst die Tage, dann die Wochen, schliesslich die Monate. «Ich war stolz auf jeden drogenfreien Tag mehr», sagt er. Erst nach

zwei Jahren habe er nicht mehr manisch weitergezählt. Dass es ihm überhaupt gelang, sich aus den Fesseln der Sucht zu befreien, hat er einer Therapie zu verdanken.

Hier platziert Buri eine Kritik an den Methadonprogrammen und der kontrollierten Drogenabgabe: «Der komplette Ausstieg aus den Drogen wird heute kaum mehr angestrebt.» Vorab jungen Menschen sollte man aber diese Chance einräumen, auch wenn Therapien teuer seien.

Therapien sind seiner Meinung nach deshalb wichtig, weil Süchtige

zumeist wegen traumatisierender Kindheitserlebnisse in die Drogenwelt geflohen seien. Die belastende Zäsur seiner eigenen Kindheit: der frühe Tod seiner Mutter. Aber er weiss auch: Es braucht einen starken Willen, um die Sucht zu überwinden. Solche lebensbejahenden Kräfte trieben Buri an. Über solche Widerstandskräfte verfügte auch Michelle Halbheer, die mit ihrem Buch «Platzspitzbaby» die Vorlage zum Film lieferte und beim Schreiben das Trauma ihrer Kindheit verarbeitete. Delf Bucher

«Ich finde es schlecht, dass der komplette Ausstieg aus den Drogen heute nicht mehr angestrebt wird.»

Michel Buri
Ex-Drogensüchtiger und Hausmeister



«Platzspitzbaby» Mia will ihre Mutter von der Sucht befreien.

Foto: Ascot Elite



Therese Müller leitete den Standort Aarau. Nun ist sie Geschäftsführerin der ganzen Institution.

Foto: Roger Wehrli

Stärken statt unter die Flügel nehmen

Betreuung In den Heimgärten Aargau wohnen Frauen mit psychischen Beeinträchtigungen. Ihre Autonomie wird immer stärker gefördert. Das Wegfallen von Hierarchien unterstreicht auch die neue Führungsstruktur.

Die Heimgärten Aarau und Brugg haben seit März eine Geschäftsführerin statt wie bisher zwei Standortleiterinnen. Was wird neu?

Für die Klientinnen wird sich nichts ändern, für die Mitarbeitenden nur wenig, aber auf Ebene Geschäftsleitung alles. In den beiden Häusern herrschten unterschiedliche Organisationsstrukturen und -kulturen, diese müssen wir zusammenführen. Neu sind wir eine vierköpfige Geschäftsleitung. Als Geschäftsführerin arbeite ich zusammen mit den Leiterinnen der Bereiche Wohnen, Tagesstruktur und Dienste. Bisher waren die beiden Standortleiterinnen für alles zuständig, nun ist die Führung breit abgestützt.

Was erhoffen Sie sich davon?

Ich verspreche mir davon, dass wir uns spezialisieren und professionalisieren können. Vorher kannte ich alles ein bisschen, aber nichts im

Detail. Ich hatte zu wenig Zeit, mich in alles genau hineinzudenken und das Optimum herauszuholen. Zudem entspricht mir eine Organisation mit einer flachen Hierarchie und Selbstverantwortung. Ich freue mich sehr auf den neuen Prozess.

Die Mitarbeitenden bleiben an den jeweiligen Standorten?

Grundsätzlich schon. Unsere Klientinnen brauchen ihre gewohnten Ansprechpersonen. Gerade dieses Jahr aber gibt es mehr Austausch, denn unser Jahresziel 2020 lautet «mitenand auf Augenhöhe». Wir wollen verstärkt die UNO-Behindertenrechtskonvention (BRK) umsetzen und die Klientinnen noch stärker in Gestaltungsprozesse einbinden. Zudem mussten die Mitarbeitenden mindestens ein Ziel festlegen, das heimgärtenübergreifend ist. So wird etwa vom Atelier Aarau eine Bezugsperson mit drei Klientinnen im Heimgarten Brugg hospitiert und dies auch in umgekehrter Richtung anregen.

tinnen im Heimgarten Brugg hospitiert und dies auch in umgekehrter Richtung anregen.

Psychische Erkrankungen nehmen zu. Spüren das die Heimgärten?

Wir haben nicht mehr Anfragen, aber unsere Klientinnen haben komplexere Krankheitsbilder. Früher wohnte auch das «gefallene Mädchen» hier: Frauen, die man als minder intelligent betrachtete oder nicht den gesellschaftlichen Erwartungen entsprechend.

Das gibt es nicht mehr. Heute wird zudem viel mehr ambulant als stationär behandelt. Auch wir fördern die Autonomie. Nebst 21 Heimplätzen in Aarau und 15 in Brugg haben wir seit zwei Jahren 32 Ausenplätze, wo die Frauen autonom, aber von uns unterstützt, leben können. Die Ratifizierung der UNO-BRK im Jahr 2014 hat zu einem kompletten Wandel in den Angebo-

«Die jüngeren Klientinnen schätzen die Selbstbestimmung sehr. Einige der älteren sagen, sie hätten gern mehr Struktur. Sie müssen das erst lernen.»

Therese Müller
Geschäftsführerin Heimgärten Aargau

ten geführt. Heute kann unsere Klientel viel mehr selbst bestimmen und zwischen verschiedenen Angeboten auswählen.

So viel hat sich geändert?

Ja, Gott sei Dank. Das Bevormunden und Institutionalisieren von Menschen ist nicht mehr zeitgemäss. Heute gibt es kaum noch psychisch beeinträchtigte Menschen, die 40 Jahre in einer Institution leben. Früher hiess es «kommen Sie, passen Sie sich an, wir nehmen Sie unter unsere Flügel», heute «kommen Sie, wir schauen mit Ihnen, was Sie brauchen, damit Sie möglichst bald wieder selbstständig leben können.» Ich bin Sozialarbeiterin, da ist das ressourcenorientierte Arbeiten für mich logisch.

Ist es für psychisch angeschlagene Menschen nicht manchmal einfacher, nicht entscheiden zu müssen?

Die jüngeren Klientinnen schätzen die Selbstbestimmung sehr, einige der älteren sagen aber, sie hätten gern etwas mehr Struktur, mehr Bestimmung. Wir haben einige Frauen, die das erst lernen müssen, jahrelang wurde für sie bestimmt. Das nun selbst zu müssen ist für manche nicht einfach. Psychisch beeinträchtigte Menschen mögen sich manchmal nicht aufraffen, und es braucht viel Überredungskunst.

Autonomie zu fördern verlangt den Mitarbeitenden viel mehr ab, als selbst den Ablauf zu bestimmen.

Das ist so. Aber es ist viel spannender und kreativer. Ein Beispiel: Die Küche sagte letztes Jahr, sie wolle eine Themenwoche machen. Früher gab einfach die Küchenleitung das Thema vor, etwa «asiatische Woche». Nun bestimmt die Leitung gemeinsam mit den Klientinnen das Thema. Diese wollten «Kartoffeln». Wir dachten erst «Herrje, eine Woche lang Kartoffeln». Aber die Woche wurde grossartig! Es gab einen Film, Stempel, tolle Menükarten. Das gestalteten alles die Klientinnen. So ist es sehr lustvoll.

Was ist in einer Institution nur für Frauen anders als in einer geschlechterdurchmischten?

Der Umgang ist vermutlich etwas feiner. Und es gibt weniger Konkurrenz. Hier sitzen Frauen mal im Morgenrock am Frühstückstisch oder lackieren sich die Nägel in der Stube. In einer gemischten Institution würden sie das nicht machen. Wir haben zudem viele Frauen mit schwierigen Beziehungsgeschichten hinter sich, hier fühlen sie sich geschützt. Männer sind als Gäste aber willkommen. Einige Klientinnen haben einen Freund, er darf hier übernachten.

Die Landeskirche ist die Trägerschaft, jede Änderung des Reglements muss vor die Synode. Ist die Kirche im Heimalltag spürbar?

Nicht mehr als in anderen Institutionen. Wir sind vom Kanton subventioniert, also eine vom Kanton anerkannte IVSE-Institution. Die Stadtpfarrerin kommt ein bis zwei Mal im Monat ins Haus und hält eine Andacht, das ist aber ein freiwilliges Angebot. Manche Klientinnen gehen in die Kirche. Wer welcher Religion angehört, ist für uns kein Thema. Aber viele Leute assoziieren die Heimgärten stark mit der Kirche. Tatsächlich werden wir grosszügig durch Kollekten und Spenden von Kirchgemeinden mitgetragen. Interview: Anouk Holthuisen

Therese Müller, 52

Nach der Geburt des zweiten Kindes stieg die vormalig kaufmännische Angestellte im Flüchtlingsdienst des Hilfswerk der Evangelisches Kirchen Schweiz ein, später integrierte sie darin den Verein Wohnhilfe Aargau. Nach dem Studium Sozialarbeit war sie im Kindes- und Erwachsenenschutzdienst Region Lenzburg tätig. 2015 wurde sie Institutionsleiterin im Heimgarten Aarau, nun Geschäftsführerin.

INSERATE

 Reformierte
Kirche Aargau

«Hirngespinnste» – Diner Surprise
mit Wort und Musik auf dem Rügel

Samstag, 21. März 2020, 18 – 22 Uhr
Tagungshaus Rügel, Seengen

Schräg verdrehte, poetisch verträumte, humorvoll freche Gedanken- und Wortspielereien von Andrea Jost (Moderatorin bei Radio SRF), umrahmt von klassischer Musik von Corinne Sonderegger-Adler (Oboe) und Debora Schweizer (Klavier).

Zum Zuhören kommen feine Gerichte aus der Rügelsküche.

Kosten: Fr. 80.- (Essen ohne Getränke, inkl. Kulturbeitrag Fr. 20.-),
Anmeldung erbeten auf www.ref-ag.ch/Anmeldung oder Tel. 062 838 00 10.

reformiert.

Folgen Sie uns auf
[facebook/](https://www.facebook.com/reformiertpunkt)
[reformiertpunkt](https://www.reformiertpunkt.ch)

Mitmachen

Engagieren Sie sich für Ihre
Mitmenschen im Kanton Aargau

Telefon 062 835 70 40
info@srk-aargau.ch
www.srk-aargau.ch/mitmachen

Schweizerisches Rotes Kreuz
Kanton Aargau 

 www.friedwald.ch
Baum als letzte Ruhestätte
75 Anlagen in der Schweiz
052 / 741 42 12

 80 Jahre zum Du
Partnervermittlung
persönlich - beratend - begleitend www.zum-du.ch
052 536 48 87

DOSSIER: *Plötzlich krank*

Vom guten Überbringen schlechter Nachrichten

Eine schwere Erkrankung kann einem Menschen den Boden unter den Füßen wegziehen. Sabina Hunziker Schütz lehrt angehende Ärztinnen und Ärzte, wie man solche Diagnosen mitteilt. Wichtig ist dabei auch, emotionale Reaktionen zuzulassen.

«Herr Müller, es tut mir leid, ich habe keinen guten Bericht für Sie. Wir haben in der Gewebsentnahme bösartige Zellen gefunden. Das bedeutet, Sie haben Krebs.» Mit diesen oder ähnlichen Worten hat Sabina Hunziker Schütz Menschen schon oft schwerwiegende Diagnosen mitgeteilt. Diagnosen, die das Leben der Betroffenen und ihrer Angehörigen schlagartig verändern.

Grosse Verantwortung

Jetzt sitzt Sabina Hunziker in ihrem kleinen Büro am Basler Unispital und erzählt aus ihrem Alltag. «Menschen in Notsituationen sind sehr verletzlich. Darum ist es sehr wichtig, wie man ihnen schlechte Nachrichten mitteilt, man trägt eine grosse Verantwortung.»

Diese Haltung vermittelt die Professorin für medizinische Kommunikation auch an Medizinstudierende. Die 47-Jährige wirkt zugänglich

«Beim Mitteilen einer Diagnose muss ich kurz, verständlich und klar sprechen – ohne zu beschönigen.»

und unkompliziert. Den Kaffee für das Gespräch holt sie gleich selbst im Büro nebenan. Dass sie sich in Menschen einfühlen kann, ist leicht vorstellbar. «Die menschliche Ebene war mir nebst der fachlichen Kompetenz schon als ganz junge Ärztin wichtig», bestätigt sie.

Heute arbeitet sie als stellvertretende Chefarztin der psychosomatischen Abteilung mit Patienten und Patientinnen, die schwer krank oder auf der Intensivstation waren, oder mit deren Angehörigen. Bis 2016 führte sie als Oberärztin der Inneren Medizin und auf der Intensivstation viele Gespräche am Lebensende oder in Situationen zwischen Leben und Tod. Hunziker erklärt: Egal, ob jemand Krebs, eine Herzkrankung oder Multiple Sklerose habe, der Moment der Diagnose brenne sich ein. «Die Worte von uns Ärztinnen und Ärzten markieren den Beginn einer einschneidenden



Die Ärztin Sabina Hunziker Schütz setzt nicht auf vorschnellen Trost.

Foto: Ephraim Bieri

Lebensveränderung.» Damit im Gespräch der Patient im Zentrum steht, braucht es Vorbereitung. Ein klarer Ablauf hilft dabei.

Vertrauensvolle Atmosphäre

Zunächst muss im Spitalalltag ein Ort für eine vertrauensvolle Atmosphäre geschaffen werden, der möglichst viel Privatsphäre zulässt. Der Arzt oder die Ärztin muss alle Befunde kennen. Dann gilt es im Ge-

spräch herauszufinden, was Patient und Angehörige schon wissen, um dort anknüpfen zu können. Beim Mitteilen der Diagnose ist zentral: «Ich muss kurz, verständlich und klar sprechen, ohne zu beschönigen im Sinn eines vorschnellen Trosts», betont Hunziker. Beschönigen sei kontraproduktiv, Menschen fühlten sich dadurch nicht ernst genommen, wie auch Studien belegen. Dann folgt gemäss der Ärztin der

schwierigste Teil. Er besteht darin, die meist emotionalen Reaktionen der Patienten zuzulassen.

Hunziker sagt: «Mein Gegenüber muss die Fassung verlieren dürfen und sich aufgehoben fühlen.» Sie erzählt von Patientinnen und Patienten, die sich abwenden und wegsehen, weinen oder in seltenen Fällen schreien. «Das zuzulassen, ist ein Zeichen von Respekt. Ich habe mit Patienten schon minutenlang

Sabina Hunziker Schütz, 47

Die gebürtige Baslerin ist stellvertretende Chefarztin Psychosomatik und Leitende Ärztin Medizinische Kommunikation am Universitätsspital Basel. An der Uni ist sie zudem Professorin für medizinische Kommunikation. Vorher arbeitete sie als Oberärztin der Inneren Medizin und Medizinischen Intensivstation und war in der klinischen Forschung tätig. Hunziker ist verheiratet und hat zwei Kinder.

geschwiegen.» Erst wenn das Gegenüber seine Fassung wiedergewonnen hat und etwa Fragen stellt wie «Was heisst das jetzt?», kann sie Wissen vermitteln und das weitere Vorgehen klären.

Auch ein Handwerk

Dass sich ein gutes Gespräch zwischen Arzt, Patient und Angehörigen lohnt, ist auch wissenschaftlich bewiesen. Es hilft zum Beispiel Angehörigen von unheilbar erkrankten Menschen auf der Intensivstation, das Erlebte zu verarbeiten. Eine Untersuchung belegte, dass Angehörige nach Gesprächen mit einer proaktiven, also vorausplanenden Kommunikationsstrategie weniger Symptome einer posttraumatischen Belastungsstörung zeigten. Sie hatten weniger Angst und Depressionen und brauchten entsprechend weniger psychologischen Support und Psychopharmaka.

Die Ärztin ist überzeugt, dass solche Gespräche erlernbar sind. «Zum Teil mögen sie Begabung sein, vor allem aber sind sie auch Handwerk», sagt sie. An der Uni Basel werden Medizinstudierende vom ersten bis zum sechsten Jahr darin geschult. Theoretisch, aber auch praktisch, etwa in Rollenspielen. Dieses «longitudinale Curriculum» ist schweizweit einmalig.

Für Hunziker ist es ein Stück weit Routine geworden, mit Patientinnen und Patienten über Leben und Tod zu sprechen. «Das heisst aber nicht, dass es mich nicht berührt», betont sie. Etwa wenn Kinder im Spiel seien, gehe es ihr nahe, so die zweifache Mutter. Es sei aber wichtig, als Ärztin nicht die Fassung zu verlieren. «Das verhindert eine professionelle Betreuung.»

Heute bemüht sich die Medizin viel stärker als früher um die Kommunikation. Gleichzeitig haben Ärztinnen und Ärzte wegen der Ökonomisierung des Gesundheitswesens immer weniger Zeit für Gespräche. Sabina Hunziker stellt klar: «Trotzdem müssen wir auf die Patienten eingehen können. Auch wenn es nicht um lebensbedrohliche Diagnosen geht, erinnern sie sich zum Teil bis an ihr Lebensende an unsere Worte.» Sabine Schüpbach

Pudeldame Beryll ist die positive Seite der Krankheit

Von heute auf morgen erkrankte die ehemalige Fernsehjournalistin Karin Rüfli an unheilbarer Diabetes. Seitdem hat sich ihr Leben komplett verändert. Jeden Tag muss sie sich Insulin spritzen und Diät halten, und das ihr Leben lang.

Die Tür der Studiokantine geht auf. Eine Frau mit blauer Brille im welligen Haar kommt herein. An der Leine führt sie einen Pudel. «Nicht ansprechen!», ruft Karin Rüfli in der Kantine des SRF-Radiostudios. Der vorsorgliche Hinweis gleich zur Begrüssung hat einen Grund. Die Pudeldame Beryll soll sich voll und ganz auf ihre Besitzerin konzentrieren und alle anderen Personen möglichst ausblenden.

Angefangen hat alles im Sommer 2017. Karin Rüfli war zu Besuch bei Freunden in Deutschland. Sie erinnert sich, dass sie ein riesiges Eis gegessen habe. «Das war dann auch das letzte.» Wahnsinnigen Durst habe sie danach gehabt und getrunken und getrunken, doch der Durst ging einfach nicht weg. «Ich verlor innerhalb kürzester Zeit neun Kilo und wurde immer schwächer», sagt sie. Kaum habe sie es geschafft, den Abfallbeutel die Strasse ohne Pause

«Zuerst ist bei mir eine Welt zusammengebrochen. Ich konnte mir nicht vorstellen, mich jeden Tag zu spritzen.»

hochzutragen. Nach drei Wochen mit Schwäche, Gewichtsverlust und zuletzt pelzigem Gefühl auf der Zunge ging sie dann zum Arzt. «Oh oh, das ist Matthäi am Letzten», sagte dieser zur zierlichen Frau. Andere seien mit solchen Zuckerwerten bereits auf der Intensivstation: «Sie haben Diabetes.»

Diät allein genügt nicht
Der Arzt beruhigte sie, weil er von dem weniger schlimmen Diabetes Typ 2 ausging, der Menschen oft erst in späteren Jahren ereilt. «Das bekommen wir mit der Ernährung in den Griff.» Karin Rüfli musste von heute auf morgen auf Rohkost umstellen. Das bedeutete auch: keine Nudeln, Kartoffeln, Reis oder Brot mehr. Nichts, was sich zu Zucker verstoffwechseln lässt.

Beim nächsten Arzttermin kam dann die Erkenntnis: Nur mit Rohkost ist es nicht getan. Beim Facharzt kommt heraus, dass Karin Rüfli an Diabetes Typ 1 erkrankt ist. «Das bedeutet, ich muss bis zu meinem Lebensende Insulin spritzen.» «Im ersten Moment ist bei mir eine Welt zusammengebrochen. Ich konnte mir nicht vorstellen, mich jeden Tag zu spritzen.» Gleich im Spital noch musste sie mit einer Attrappe aus Gummi üben. Seitdem sticht sie sich zusätzlich pro Tag



Zwischen Hündin Beryll und Besitzerin Karin Rüfli ist eine grosse Nähe entstanden.

Foto: Ephraim Bieri

mehrmals in den Finger, um ihren Zuckerwert zu ermitteln. An ihren Fingerkuppen sind die Spuren deutlich zu sehen. Sogar vor dem Autofahren muss sie den Wert kontrollieren. Denn im schlimmsten Fall kann es schon einmal vor, dass zum Beispiel irgendwo eine Lawine abging und sie spontan eine Woche vor Ort blieb. «Das wäre jetzt unmöglich, ich bin nicht mehr so flembel.» Sieht man die TV-Aufzeichnungen von früher, glaubt man eine andere Person vor sich zu haben.

Ein grosser Teil ihres anderen Lebens mit der Krankheit ist seit einem Jahr die Pudeldame Beryll. Sie geht und steht, wo ihr Frauchen ist. Mit ihr fährt Karin Rüfli alle zwei Wochen nach Voralberg. Dort

als Online-Redaktorin für Radio SRF 1; die Leitung der Abteilung hat sie abgegeben.

Woher die Erkrankung kommt, kann niemand sagen. Der Diabetes-Typ, den Karin Rüfli hat, ist eine Autoimmunerkrankung. Verbittert sei sie nicht, aber sehr traurig, dass sie nicht mehr ohne Weiteres in ein frisches Brot beissen könne. Das ginge nur, wenn sie sich direkt eine Portion Insulin spritzen würde. Neben dem täglichen Basis-Insulin auch noch das Essen mit Kurzzeitinsulin «abspritzen» wolle sie nicht. Das bedeutet Verzicht und Disziplin in der Ernährung.

Ein grosser Teil ihres anderen Lebens mit der Krankheit ist seit einem Jahr die Pudeldame Beryll. Sie geht und steht, wo ihr Frauchen ist. Mit ihr fährt Karin Rüfli alle zwei Wochen nach Voralberg. Dort

«Mein Leben war früher oft Stress, Stress, Stress. Das vertrage ich heute einfach nicht mehr so gut.»

Karin Rüfli, 55

Zur Welt kam sie in Solothurn, aufgewachsen ist sie in Lengnau BE. Nach der Schule besuchte Karin Rüfli die Ringier-Journalistenschule, moderierte dann das Tagesfernsehen «TAF» im Schweizer Fernsehen und später die Sendung «Schweiz aktuell». Danach wechselte sie zur Konsumredaktion «Espresso» von Radio SRF. Heute ist sie Social-Media-Manager und Online-Redaktorin von Radio SRF 1.

wird der Pudel zum Diabetiker-Warnhund ausgebildet und soll sich nur auf seine Besitzerin konzentrieren. Wenn Beryll nach zwei Jahren Ausbildung soweit ist, kann sie Karin Rüfli warnen, wenn ihre Werte unter die kritische Grenze sinken. Der Hund riecht die Unterzuckerung und stupst die Besitzerin dann an. Die teure Ausbildung des Hundes zahlt Karin Rüfli selbst.

Positives Denken hilft ihr

Der Eindruck einer grossen – nicht nur räumlichen – Nähe zwischen Halterin und Hund entsteht. Die positive Seite der Krankheit nennt Karin Rüfli ihre Beryll. Das Tier gebe ihr Sicherheit. Seit sie Beryll hat, geht Karin Rüfli mehr in die Natur, geniesst jedes Wetter. «Eigentlich ist es, wie wenn ich ein Kind hätte», sagt sie. Denn auch der Hund muss erzogen werden und hat Entwicklungsphasen. «Bei der zeitintensiven Ausbildung von Beryll muss meine Partnerschaft manchmal zurückstecken», sagt Rüfli.

Doch ihr nächstes Umfeld unterstützt sie nach Kräften. Wenn sie mal traurig ist, sagt sie sich, «es gibt noch viel, viel Schlimmeres». Sie versuche, das Beste aus ihrer Situation zu machen. Das Positive zu betrachten, gelinge ihr recht gut. Seit der Erkrankung habe sie auch Einsichten gewonnen: «Mein Leben vorher war oft Stress, Stress, Stress. Das vertrage ich einfach nicht mehr.» Aufregungen im Alltag sehe sie jetzt mit anderen Augen: «Es stirbt niemand, wenn dieser oder jener Beitrag nicht kommt.» Eigentlich sei der Körper wunderbar, wenn man denn auf ihn höre. Ihre Erkrankung sei sicher der Anlass gewesen, ihr Leben zu ändern.

Gerüstet für den Notfall

Karin Rüfli hat das Notfallset, bestehend aus einem Glukagon-Spritzenset, immer dabei. Damit können Laien erste Hilfe leisten, wenn ein Diabetiker wegen einer schweren Unterzuckerung bewusstlos geworden ist. Zum Prüfungspensum von Beryll gehört, dass sie das Set holen kann, falls ihre Besitzerin dazu nicht mehr in der Lage ist.

Nach einer Stunde in der Kantine macht sich der Hund bemerkbar. Er will raus. Zeit für Karin Rüfli, sich mental wieder ganz ins Hier und Jetzt zu verorten und mit der Pudeldame vor die Tür zu gehen. Rüflis Kolleginnen und Kollegen, denen sie beim Hinausgehen begegnet, wissen inzwischen, warum Beryll nicht auf fröhliche Begrüssungsszenarien von Fremden reagieren soll. **Constanze Broelemann**

Die Zwänge machten ein normales Leben unmöglich

Es sei pure Folter gewesen, fasst es Balz zusammen. Der junge Mann litt an Zwangsstörungen. Seine ganze Kraft floss in Gedanken und Handlungen, denen er sich nicht entziehen konnte. Heute geht es ihm besser – unter Vorbehalt.

Die Tür zur Wohnung steht offen. «Hereinspaziert», ruft Balz (Name geändert) von weit her und kommt lässigen Schrittes durch den Flur. Er habe gerade noch etwas geputzt und aufgeräumt. Er lacht. Balz setzt sich im Wohnzimmer auf das Sofa, zieht die Baseballmütze kurz aus, um seine schulterlangen Haare aus dem Gesicht zu streichen, und nimmt einen Schluck Tee.

«Hier in diesem Haus aufzuwachsen, war ein grosses Glück», fängt der 23-Jährige an zu erzählen. Die Hausgemeinschaft mit den vielen Kindern und den unterschiedlichen Familiengeschichten habe einiges geboten. Und der Umgang untereinander sei nach wie vor sehr vertraut. «Bis heute sind mein Umfeld und meine Familie optimal, nur meine Psyche ist leider etwas mühsam.»

Balz war 14, als bei ihm Zwangsstörungen diagnostiziert wurden. Danach verbrachte er zehn Monate

«Vieles, was ich dachte und tat, war auch für mich absurd, aber ich konnte es nicht mehr kontrollieren.»

in einer kinder- und jugendpsychiatrischen Tagesklinik. Seither ist er in Therapie und nimmt Psychopharmaka. «Die Krankheit hatte mich volle Kanne erwischt», erinnert er sich, und sie beschäftigt ihn bis heute. Die Tendenz, sich auf etwas, das ihn besonders interessiere, zu fixieren, sei immer schon Teil seines Charakters gewesen. Auch in der Schule wollte er alles sehr gut machen, aber damit habe er sich unter Druck gesetzt.

Als es dann um den Übertritt ins Gymnasium ging, verstärkten sich seine bisher harmlosen Zwänge, und auf einmal ging nichts mehr. «Ich war nur noch am Denken und starrte stundenlang reglos auf ein und dieselbe Stelle. Auch hatte ich strenge Handlungsrituale und war total in mir isoliert.» Isoliert sei er aber vorher nie gewesen, im Gegenteil. «Ich kannte das halbe Quartier und hatte viele Freunde in der Schule, im Fussballclub, beim Breakdance. Doch für einen normalen Alltag reichte die Kraft nicht mehr.»

Gedanken drängen sich auf
Zwangserkrankungen sind psychische Störungen, bei denen sich den Betroffenen unerwünschte Gedanken und zwanghafte Handlungen aufdrängen, etwa, ständig die Hände waschen oder Ordnung herstel-



Balz hat Angst, nicht mehr aus der Schublade seiner Diagnose herauszukommen.

Foto: Ephraim Bieri

len zu müssen. Dabei empfinden die Betroffenen ihr Verhalten selbst oft als sinnlos oder übertrieben, müssen aber dennoch weitermachen, um damit die unangenehmen Gefühle in den Griff zu bekommen. So beschreibt es auch Balz. «Vieles, was ich dachte und tat, war auch für mich absurd, aber ich konnte es nicht mehr kontrollieren.»

Die individuellen Ausprägungen der Zwänge sind sehr verschieden. Balz hatte etwa die Angstvorstellung, es könnte seinetwegen etwas kaputt gehen, zudem litt er unter blasphemischen Gedanken. «Weiter konnte es sein, dass ich plötzlich dachte, ich verachte die Jahreszeiten. Und schon befürchtete ich, dass ich dafür bestraft werden könnte.» Also habe er den Satz «neutralisieren» müssen. «Das machte ich, indem ich das, was ich im Moment des

Gedankens tat, wiederholte. Oder den Ort, an dem ich es dachte, nochmals aufsuchte, um dann dort nicht daran zu denken.» Nur sei das ja bekanntermassen unmöglich: Wer versuche, an etwas nicht zu denken, denke bereits daran. «Es war pure Folter», fasst Balz zusammen. «Ich war mein schlimmster Feind und es erschöpfte mich total.»

Eine Art sozialer Tod

Der Aufenthalt in der Tagesklinik, die Therapie und die Medikamente halfen Balz, aus der Abwärtsspirale herauszukommen. Er konnte den Schonraum und die Zeit für sich nutzen. «Klar geht man in die Psychiatrie nicht krank rein und verlässt sie dann gesund, aber nach ein paar Wochen war ich immerhin wieder etwas ruhiger.» Doch der Klinikaufenthalt war für ihn auch ein kom-

«Es braucht keine Krankheit, um etwas im Leben zu begreifen. Da gibt es noch viele andere Wege.»

Balz schlägt vor, auf dem Balkon eine Zigarette zu rauchen. Er zieht die Mütze etwas tiefer ins Gesicht. «Wer behauptet, Krankheiten hätten irgendeinen Sinn, der hat keine Ahnung.» Natürlich sei er durch seine Störungen gezwungen worden, über sich und das Leben nachzudenken. «Aber es braucht keine Krankheit, um etwas im Leben zu begreifen. Da gibt es noch viele andere Wege.» **Katharina Kilchenmann**

Balz, 23

Balz ist mit seinen Eltern und zwei älteren Geschwistern in einer Hausgemeinschaft aufgewachsen. Das Gymnasium besuchte er in einer Privatschule. Nach erfolgreich abgelegter Maturitätsprüfung arbeitete er als Hilfgärtner und als Garderobier in einem Club. Heute studiert er Geschichte und Sozialanthropologie. Er lebt mit seiner Mutter in der ehemaligen Familienwohnung.

pletter Bruch mit allem, was bisher sein Leben ausmachte, eine Art «sozialer Tod», wie er es nennt. «Ich bin durch alle Raster gefallen, hatte keinen Kontakt mit den Kollegen, keine Freizeitaktivitäten mehr und war auch stigmatisiert: Ich war auf einmal einer, der nicht ganz richtig tickt.» Für ihn als bisher «sozial Hyperaktiver» war dies ein schmerzlicher Einschnitt.

Das verpasste Schuljahr holte er in einer Privatschule nach. Erst lief es gut, schulisch und sozial, doch dann ging es wieder los mit den Zwängen. «Das gleiche Problem wie beim ersten Mal, nur diesmal haben wir schneller reagiert, und ich war nach einem halben Jahr wieder im Rennen», meint Balz nüchtern. Das letzte Jahr am Gymnasium war für ihn dann eine Erlösung: Er war in einer tollen Klasse, lernte viel und gern und schaffte die Matura mit Bravour. «Endlich war ich nicht mehr der Ketzler, der sich selbst torpedierte. Vielmehr konnte ich mein Denken nutzen, um in die Welt des Wissens einzutauchen. Das war unglaublich befreiend.»

Weder krank noch gesund

Seither machte Balz diverse Jobs und studiert nun Geschichte und Sozialanthropologie an der Universität Bern. Ja, das Studium sei interessant, sehr sogar, aber der Schrecken nach der heftigen Krankheit sitze immer noch tief. «Ich lebe in einer Art «psychischen Nachkriegszeit» und versuche zu verstehen, warum ich so bin, wie ich bin.» Klar brauche das Zeit, aber er möchte auch nicht ewig von seiner Familie «durchgefüttert» werden, sondern ein selbstständiges Leben leben.

Fühlt er sich denn jetzt gesund oder noch krank? «Beides nicht», antwortet Balz. «Im Moment habe ich keine Symptome, aber wohlauf bin ich nicht.» Auch wenn er ab und zu mit Kollegen in den Ausgang gehe, fühle er sich ziemlich abgehängt vom Leben. «Die Diagnose Zwangsstörung beschreibt ja nicht mich als Person. Sie ist lediglich ein Hilfsmittel für die Krankenkasse. Trotzdem habe ich Angst, nicht mehr aus der Schublade rauszukommen.»

Balz schlägt vor, auf dem Balkon eine Zigarette zu rauchen. Er zieht die Mütze etwas tiefer ins Gesicht. «Wer behauptet, Krankheiten hätten irgendeinen Sinn, der hat keine Ahnung.» Natürlich sei er durch seine Störungen gezwungen worden, über sich und das Leben nachzudenken. «Aber es braucht keine Krankheit, um etwas im Leben zu begreifen. Da gibt es noch viele andere Wege.» **Katharina Kilchenmann**

«Wahrer Trost kann sein, die Trostlosigkeit auszuhalten»

Thomas Wild steht oft Patienten bei, die soeben eine schwere Diagnose erhalten haben. Wichtigste Aufgabe des Seelsorgers am Berner Inselspital ist es, nach dieser heftigen Erschütterung ein Stück Urvertrauen wiederherzustellen.

Was passiert mit einem Menschen, der eine Diagnose erhält, die sein Leben verändert?

Thomas Wild: Die meisten stehen unter Schock. Viele haben eine Phase der Ungewissheit hinter sich, in der sie hofften, es sei etwas Harmloses. Die Diagnose zertrümmert die Hoffnung, und es tut sich ein Abgrund auf. Was mich immer wieder beeindruckt: Der Mensch versucht schnell Ordnung ins Chaos zu bringen, indem er Fragen stellt, zum Beispiel nach der genauen Diagnose und nach Massnahmen.

Die Ärzte sind in diesem Moment die wichtigsten Ansprechpartner?

Ja. Die Mitteilung von «bad news» ist sehr anspruchsvoll. Es braucht Klarheit und Fingerspitzengefühl. Betroffene erwarten in diesen Momenten zu Recht fachliche und persönliche Kompetenzen.

Sie sind bei der Mitteilung von Diagnosen anwesend?

Da ich hauptsächlich auf der Intensivstation arbeite, kommt das oft vor. Der Patient liegt im Koma, ein Befund wird gestellt, und ich werde für das Gespräch mit den Angehörigen beigezogen. Wenn sich die Ärztin verabschiedet hat, bleibe ich für die Angehörigen da. Ansonsten kontaktiert mich das Pflegepersonal, wenn es registriert, dass jemand Begleitung braucht.

Was machen Sie dann?

Nach dem ersten Schock geht es darum, die Situation zu realisieren und auszuhalten. Menschen wollen in ihren Gefühlen und Gedanken verstanden werden. Ich bin also da, die Situation mitauszuhalten und zuzuhören. Kürzlich wurde ich zu einem Mann gerufen, der drei Tage zuvor die Diagnose Bauchspeicheldrüsenkrebs erhalten hatte und sofort operiert worden war. Zurück auf der Station, realisierte er seine Situation: Als Erstes sagte er mir, ihm fehle im Mehrbettzimmer die Ruhe und die Sicht auf den Himmel. Im Verlauf des Gesprächs erfuhr ich dann von seiner schwierigen Scheidung, von seiner Einsamkeit und seinen Ängsten.

Was können Sie jemandem in so einer Situation geben?

Ich kann versuchen, sein Wesen und sein Leben durch mein Interesse zu würdigen. Jedes Leben verdient Respekt. In einer gesundheitlichen Krise kämpft der Mensch mit einem massiven Vertrauensverlust – ins Leben, in den Körper, in alles. Meine Aufgabe ist es, erste Schritte zu ermöglichen, sich jemandem anzuvertrauen.

Reagieren Menschen mit einer schweren Diagnose ähnlich?

Es gibt erstaunliche Reaktionen, zum Beispiel bei Kindern. Um sich selbst machen sie sich oft weniger Sorgen als um ihre Eltern. Bekommt ein Erwachsener eine solche Diagnose, sieht er häufig alle Projekte davonschwimmen. Ein Kind bleibt in der Gegenwart. Aber auch Erwachsene können progressiv mit der Krankheit umgehen. Einer sagte mir, er nehme die Farben und das Vogelgezwitscher viel intensiver



Thomas Wild bleibt als Seelsorger am Platz, wenn sich die Ärzte verabschieden.

Foto: Ephraim Bieri

wahr. Manche entdecken eine andere Qualität des Lebens – als würden sie sich und die Welt aufs Existenziale reduzieren.

Haben sie bestimmte Ressourcen?

Es hat mit Bewältigungsmustern zu tun, die wir im Umgang mit Verlusten eingeübt haben. Phasen der Verzweiflung erlebt fast jeder. Manche reagieren mit Panik, andere werden wütend oder fühlen sich gedemütigt. Auch Verdrängung oder Durchhalteparolen begegnen mir, vor allem bei Männern.

Wie sprechen Sie mit jemandem, der seine Situation verdrängt?

Ich nehme ihm nicht die Hoffnung. Aber ich erachte es als sinnvoll, auch die Hoffnungslosigkeit anzusprechen. Ich ermutige ihn, die Türe in diese Räume aufzutun – und

dann auch wieder zu schliessen. Die dunklen Momente kommen irgendwann garantiert. Hat sich jemand zuvor schon damit befasst, kann das helfen.

Ist der Glaube für religiöse Menschen in dieser Krise eine Stütze?

Ein gläubiger Mensch nimmt den Schicksalsschlag nicht unbedingt lockerer an. Bei jedem zerbricht etwas von der bisherigen Identität, manchmal auch jene des Glaubens. Manche Gläubige spalten ihre Ängste ab: «Ich bin gläubig und darf mich nun nicht fallen lassen.» Oder sie denken, diese Krankheit habe nichts mit Gott zu tun, sondern mit seinem Gegenspieler. Manche, auch nicht religiöse Menschen, empfinden die Krankheit wie eine Strafe: «Warum geschieht mir das, ich war doch immer tüchtig und ehrlich.»

«Wenn ein Mensch schlagartig in die Welt der Kranken versetzt wird, können Worte rasch zynisch wirken.»

Thomas Wild, 59

Der reformierte Theologe und ausgebildete systemische Therapeut und Seelsorger war zwischen 2001 und 2010 als Paarberater tätig. Seit 2010 arbeitet Wild als reformierter Seelsorger am Berner Inselspital, vor sechs Jahren wurde er Co-Leiter der Insel-Seelsorge. Er schreibt zu Themen rund um Krankheit, Sterben und Tod.

www.tomwild.ch

Wo knüpfen Sie da als Theologe an?

In der jüdisch-christlichen Tradition gibt es viele Geschichten zum Umgang mit Leid. Als Gesunder darf ich einem Kranken nicht sagen, wie er seine Krankheit zu interpretieren hat. Ich kann aber Geschichten anbieten, in denen er sich wiedererkennt: die Passion, die Resilienzgeschichten des jüdischen Volkes, das Schicksal von Hiob.

Kann eine solche Krise umgekehrt Spiritualität aufleben lassen?

Ja, einige erinnern sich an etwas, das sie einst hatten. Leute aus frommen Elternhäusern etwa, die mit dem Glauben abgeschlossen hatten, spüren nicht selten eine Sehnsucht nach der spirituellen Geborgenheit der Kindheit. Sie fragen mich dann, ob ich für sie beten kann. Und es gibt Menschen, die in der Krise Spiritualität erst entdecken.

Ist es Ihre Pflicht, eine Art «göttliche Geborgenheit» zu vermitteln?

Die Sehnsucht nach Transzendenz gehört zum Menschsein. Darum spreche ich die spirituelle Identität und diesbezüglichen Hoffnungen oder Ängste an. Ich greife nicht schnell zu Ritualen, frage aber am Ende eines Gesprächs oft, ob es noch einen Wunsch gebe. Manchmal schlage ich einen Segen vor oder verweise auf die Kraft der Wiederholung eines einfachen Gebets. Melodie und Rhythmus tun geschwächten Menschen gut. Das ist ähnlich, wie wenn der muslimische Kollege den Koran rezitiert.

Wissen Sie immer das Richtige zu sagen?

Wenn ein Mensch schlagartig und ungefragt von der Welt der Gesunden in die Welt der Kranken versetzt wird, können Worte rasch zynisch wirken. Die Sprache ist zwar ein heilendes Instrument, aber sie kann auch verletzen. Ich bin zurückhaltend mit Hoffnungsszenarien. Einem Schwerkranken darf man nicht sagen: «Das kommt wieder gut, das Leben geht weiter.» Das Leben geht eben gerade nicht mehr so weiter. Wahrer Trost kann sein, die Trostlosigkeit auszuhalten.

Hat Ihre Arbeit Ihre eigene Spiritualität verändert?

Ich bin in mancher Hinsicht liberaler geworden. Gleichzeitig hat sich meine theologische Identität vertieft. Glaube und Spiritualität sind weder Voraussetzungen noch Garantien für Heilungsprozesse, aber wichtige Faktoren auf dem Weg der Genesung. Interview: Anouk Holthuizen, Christa Amstutz



Aufmerksam zuhören: Marianne (2. von rechts) und René Jaccard (Bildmitte) an einem Klimagespräch.

Foto: Brot für alle

Nicht nur vom Klimawandel reden

Kursangebot Die Hilfswerke Brot für alle und Fastenopfer wollen das Leben auf ökologischen Kurs bringen und lancieren die Klimagespräche. Das Training für Nachhaltigkeit soll den CO₂-Ausstoss beträchtlich reduzieren.

Dass sich die Erde immer stärker erwärmt, der Meeresspiegel steigt und die Gletscher schmelzen: Diese Botschaft ist bei den Schweizerinnen und Schweizern angekommen. So rangiert die Angst vor dem Klimawandel auf dem vierten Platz im Sorgenbarometer. Gleichzeitig verzeichnet beispielsweise die Fluggesellschaft Swiss ein Rekordjahr. Zwischen Klima-Angst und ökologischem Handeln klafft eine Lücke.

Die Lücke schliessen

Die Kluft wollten die Psychotherapeutin Rosemary Randall und den Ingenieur Andy Brown überwinden. Die Briten entwickelten CO₂-Gruppengespräche. Dabei nehmen Teilnehmerinnen und Teilnehmer ihren individuellen CO₂-Ausstoss unter die Lupe und üben mit der Unterstützung der Gruppe einen klimaschonenden Lebensstil ein.

Seit Anfang Jahr werden die Klimagespräche auch in der Deutsch-

schweiz von den Hilfswerken Brot für alle und Fastenopfer für eine breite Öffentlichkeit angeboten. In Zürich starteten sie Mitte Januar.

René und Marianne Jaccard moderieren bis Mai sechs Gespräche mit einer Gruppe von acht Leuten. Die beiden Jaccards sind eine Idealbesetzung: Er ist Mediziner mit dem naturwissenschaftlichen Blick, sie Psychologin, die die inneren Pro-

«Ich bin selber überrascht, wie viel CO₂ ich einsparen kann.»

René Jaccard
Arzt und Klimagespräch-Moderator

zesse wie Ängste und Konflikte thematisiert, die beim Verändern des Lebensstils auftreten können. Die beiden engagieren sich selbst bereits im Verein «Klima-Grosseltern Schweiz», der sich insbesondere für die Klimagerechtigkeit zwischen den Generationen einsetzt.

«Unsere Generation war und ist zu lange sorglos und unbedarft unterwegs gewesen», sagt Marianne Jaccard. Die Hinterlassenschaften der menschengemachten Erderwärmung gehen sie schon allein wegen der «intergenerationellen Klimagerechtigkeit» mit anderen Menschen an, die ebenfalls ihren persönlichen CO₂-Ausstoss reduzieren wollen.

Bringt reden überhaupt etwas? Wissen nicht längst alle, dass weniger Fleisch auf dem Speiseplan oder Duschen statt Baden weniger Treibhausgase freisetzt? «Ich war selber überrascht, wie ich mein Alltagsverhalten weiter optimieren konnte», sagt René Jaccard. Mit seiner

Frau hatte er im vergangenen Jahr die sechs Einheiten eines Klimagesprächs in einer Gruppe von acht Leuten unter der Leitung von zwei Moderatoren absolviert.

Ziel ist es, den Schweizer Durchschnitt an durch Konsum und Mobilität verursachtem Ausstoss von Treibhausgasen deutlich zu unterbieten, der bei rund 14 Tonnen CO₂-Äquivalenten liegt. Besonders hilfreich sei das akribische Erfassen der zurückgelegten Auto- und Bahnkilometer sowie des Strom- und Wasserverbrauchs gewesen. «Anfangs war ich wegen des vielen Messens etwas skeptisch», sagt René Jaccard.

Die Freude am Entdecken

Mittlerweile entdeckten die beiden ein beträchtliches Sparpotenzial in ihrem Alltag. «Wir sind in einem ständigen Lernprozess, versuchen, achtsam und kreativ neue Wege zu gehen, sei es beim Essen, Reisen, Konsumieren», sagt Marianne Jaccard. Sie betont zugleich, dass der neue Lebensstil mit dem Entdecken und dem Sichfreuen «an den kleinen Dingen des Lebens» einhergehe. Und ihr Mann ergänzt: «Veränderungen zu wagen, das hat etwas Befreiendes und Lebendiges.»

In sechs Gruppen-Workshops, die jeweils zwei Stunden dauern, werden die Bereiche Wohnen, Mobilität, Ernährung und Konsum sowie deren Folgen fürs Klima durchleuchtet und Ansätze gesucht, den eigenen CO₂-Ausstoss klar zu verringern. Aber was bringt die Anstrengung des Einzelnen bei einer Krise dieses Ausmasses? Von der fatalistischen Fangfrage lässt sich René Jaccard nicht beirren: «Nur wenn viele Menschen mitmachen, werden Politik und Wirtschaft zum Handeln gezwungen.» Delf Bucher

Erfolgreich gestartet

Bereits die Pilotphase der neu lancierten Klimagespräche von «Brot für alle» und «Fastenopfer» erweisen sich als ein Erfolg. Einige Kurse sind ausgebucht, und viele Interessierte haben sich schon auf einer Warteliste eingetragen. Pascal Schnyder von BfA wirbt deshalb dafür, dass sich viele der jetzigen Teilnehmenden zu Moderatoren ausbilden lassen. «Wir hoffen, dass sich die Klimagespräche im Schneeballsystem über die ganze Schweiz ausbreiten.» Interessenten können sich jetzt schon auf dem Internet in eine Warteliste eintragen.

www.sehen-und-handeln.ch

Kindermund



Geburtstag und die Sache mit der Überraschung

Von Tim Krohn

Als Bigna hörte, dass ich bald Geburtstag habe, klatschte sie in die Hände: «Oh, dann will ich dir etwas schenken. Was wünschst du dir denn?» «Irgendwas, ich freue mich über alles. Überrasche mich.» Sie rümpfte die Nase. «Typisch erwachsen. Dann schenke ich dir mein fast nicht gebrauchtes Heftpflaster mit Asterix drauf oder den Flügel von einem Vogel, den die Katze geholt hat, wie der Nona, und du freust dich überhaupt nicht. Was schenkt dir Renata?» Renata ist meine Frau.

«Ich darf es nicht wissen, aber ich glaube, eine Kaffeemühle.» «Wieso eine Kaffeemühle?» «Weil ich mir die wünsche.» Bigna schüttelte verständnislos den Kopf. «Aber wenn du sie dir wünschst, ist es doch keine Überraschung mehr! Und was schenken die anderen Erwachsenen?» «Alle zusammen die Kaffeemühle.» «Ist die so teuer?» «Nicht so teuer, dass ich sie mir nicht selber kaufen könnte, aber auch nicht billig.» «Und warum kaufst du sie dann nicht selber?» «Damit ich zum Geburtstag keinen Kram bekomme, den ich nicht brauche.»

«Ich wusste es doch», rief Bigna aus. «Moment, das ist nicht dasselbe. Würden sie mir etwas malen, würde ich mich schon freuen. Wenn sie so schön malen wie du.» «Ja, aber wenn ich dir was male, ist es keine Überraschung mehr», stellte Bigna klar. Dann kramte sie aus der Hosentasche zehn Rappen: «Das ist wohl zu wenig, um bei der Kaffeemühle mitzumachen, oder?» «Nein, das ist genau, was Renata noch fehlt.» «Schwindelst du auch nicht?» «Doch», gab ich zu, «aber ich mache dir einen Vorschlag. Male mir ein Bild, nicht als Geschenk, sondern ich kaufe es, für zehn Franken. Wenn du die Renata gibst, ist das eine gute Beteiligung.» Bigna schüttelte den Kopf. «Dann ist es doppelt keine Überraschung, und du hast gesagt, du wünschst dir eine Überraschung.»

Schliesslich schenkte sie mir gar nichts. «Freust du dich?», fragte sie, nachdem die Mühle eingeweiht und die Torte angeschnitten war. «Über die Mühle?» «Nein, dass ich dir nichts geschenkt habe. Damit hast du bestimmt nicht gerechnet.» Das gab ich zu. Bigna strahlte: «Und vor allem hättest du dir das nicht selber kaufen können.»

Der in Graubünden lebende Autor Tim Krohn schreibt in seiner Kolumne allmonatlich über die Welt des Landmädchens Bigna. Illustration: Rahel Nicole Eisenring

Gfröits

«Wie eine gute Freundin nimmt sie meine Hände in ihre»

Mache Bekanntschaft im Zug. Wir plaudern über vor-digitale Zeit, ihr Deutschland (sie ist Schauspielerin), mein Welschland, unsere Kinder, die Sympathie ist gegenseitig. Ganz natürlich die Frage, wohin per Zug und wieso? Mein Atem stockt, der Puls rast, Tränen schiessen in meine Augen. Wie eine gute Freundin nimmt sie meine Hände in ihre. Es tut mir gut. Ich erzähle vom Schicksalsschlag, dem Suizid meines Bruders, seinem Tinnitus, der Familie, die zusammensteht. Das Gespräch beruhigt, leider muss sie schon aussteigen. Ich frage noch nach ihrem Namen, und Google verrät mir, wer diese nette Dame war.

Pia Rezzonico, Gals

Ich stand in der Warteschlange für das Schulkonzert meiner Tochter. Am Morgen hatte ich einen grossen Auftrag abgeschlossen,

zwei Mal im Jahr verantwortete ich ein Gesundheitsmagazin. Ich genoss das Gefühl beruflicher Erfüllung. Hinter mir stand ein schick angezogener Mann. Wir kamen ins Gespräch, über Musik, unsere Kinder, während wir uns dem Eingang näherten. Kurz vor Einlass waren wir bei der Frage nach dem Beruf angelangt. Es stellte sich heraus, dass er vor vielen Jahren das Netzwerk ins Leben gerufen hatte, dessen Magazin ich nun verantwortete. Wir lachten, berührt über solch – scheinbar – zufällige Begegnungen im Leben.

Anouk Holthuizen, Redaktorin
«reformiert.» Aarau

Eine Fahrt im Bus quer durch die Stadt kann zur Fahrt in die Vergangenheit werden. Jedenfalls wenn man, wie ich kürzlich, neben einer Dame Platz nimmt, die ursprünglich aus Rumänien stammt

und aus der Zeit erzählt, als der Diktator Ceausescu gestürzt wurde. Wie sie darauf das Land verliess und in der gut situierten Schweiz ankam. Ich ergänze, wie ich beim Besuch in Bukarest 1990 die Menschen erlebte, die sich nach dem verheissungsvollen westlichen Leben sehnten. Viel zu schnell kommt meine Haltestelle, und wir verabschieden uns. «Das hat mir Freude gemacht», sagt sie. Mir auch.

Katharina Kilchenmann, Redaktorin
«reformiert.» Bern

Haben Sie im Zug etwas Schönes erlebt, in der Nachbarschaft Nachahmenswertes beobachtet, in einer misslichen Situation spontane Hilfe bekommen? Oder einen wunderbaren Moment erlebt? Schreiben Sie uns in kurzer Form (max. 450 Anschläge inkl. Leerzeichen): gfroets@reformiert.info, Betreff «Gfröits». Über Kürzung und Veröffentlichung entscheidet die Redaktion.

Im Nemo Geborgenheit und Perspektiven gefunden

Luca* war nach dem Rauswurf durch seinen Vater obdachlos, bis er ins Nemo fand. In der Notschlafstelle für obdachlose Jugendliche beeindruckt ihn die menschliche Wärme im Umgang der Betreuer mit den Gästen.

**Sozialwerk
Pfarrer Sieber**



Wir fangen auf

Menschen jeden Alters und aus allen sozialen Schichten können in Not geraten. Das stellen wir täglich fest. Daher ist unser Hilfsangebot breit gefächert. Neben einem Fachspital, einem Therapiezentrum, Anlaufstellen, Wohn- einrichtungen und der Gassenarbeit sind unsere Notschlafstellen Pfuusbus und Iglu (für Erwachsene) sowie Nemo (für Jugendliche von 16-23 Jahren) zentrale Hilfsangebote, für deren Betrieb wir auf Ihre Unterstützung angewiesen sind. Wir danken Ihnen herzlich für Ihr Engagement.

Spendenkonto PC 80-40115-7
IBAN CH98 0900 0000 8004 0115 7
Infos unter www.swsieber.ch
oder [facebook.com/SozialwerkPfarrerSieber](https://www.facebook.com/SozialwerkPfarrerSieber)

Wer Luca begegnet, würde nie vermuten, dass er mit seinen 21 Jahren bereits so viel Leid erlebt hat. Wer ihn besser kennenlernt, staunt über die positive Lebenshaltung, die er sich trotz allem bewahrt hat. Lucas Weg in die Jugendobdachlosigkeit gleicht in vielem jener anderer Nemo-Gäste: Streit und Gewalt zu Hause, Trennung der Eltern, frühe Erfahrung mit dem Kiffen und anderen Drogen. Nach einer heftigen Auseinandersetzung mit dem Vater flüchtete Luca von zu Hause. Während Monaten schlug er sich als Obdachloser durch oder übernachtete gelegentlich bei «Freunden». Bis er auf die Notschlafstelle Nemo aufmerksam wurde und hier Zuflucht fand. «Als ich hierherkam, fiel mir sogleich der freundliche Umgang auf», erinnert sich der zierliche junge Mann mit den lebhaften Augen. «Das tat mir gut.»

Den Konflikt nicht mehr ausgehalten

Aufgewachsen ist Luca im Zürcher Oberland. In der Schule war er mässig am Unterricht interessiert, wie er selbst sagt, dafür umso mehr am Sport. Er war auch ziemlich beliebt – jedenfalls ausserhalb der Familie. Umso mehr stressten ihn die Auseinandersetzungen in der Familie. «Meine Eltern hatte nie Verständnis dafür, was Jugendliche heute beschäftigt», sagt er. Mehr lässt er sich nicht in die Karten blicken. Zu schmerzhaft sind seine seelischen Wunden. Zu Hause hielt er es immerhin bis nach seiner Ausbildung in der Gastronomie aus. Dann kam es zum grossen Knall.

Beitragen zum guten Klima

Luca schätzt nicht nur, was er an Freundlichkeit und Zuwendung von Betreuungsseite er-

lebt. Er versucht auch, selbst zum guten Klima in der Notschlafstelle beizutragen. Die Mitarbeiterinnen attestieren Luca eine hohe Sozialkompetenz. «Im Gegensatz zu anderen ist er nicht introvertiert, sondern sucht den Kontakt mit anderen Gästen», sagt Nemo-Leiterin Darja Baranova. Luca spiele fürs Leben gerne Brettspiele und schaffe es immer wieder, andere Gäste zum Mitspielen zu animieren.

Neue Perspektiven fürs Berufsleben gefunden

Auch dank der Beratung im Nemo ist Luca heute soweit, sein Leben neu zu ordnen. Jüngst hat er einen Platz in einer betreuten Wohngemeinschaft gefunden. Und beruflich möchte er sich zum Sozialpädagogen ausbilden lassen. Eine wichtige Voraussetzung für diesen Beruf, das Interesse an Menschen, bringt er jedenfalls mit sich. (db/arb)

* Name geändert



Luca spielt gerne Brettspiele und animiert auch andere Nemo-Gäste dazu.

INSERATE

reformiert.

Website
und App

Wir vernetzen Sie nun noch besser mit der Welt, die Sie und uns bewegt

Seit dem 17. Februar präsentiert sich unsere Website in neuem Kleid: frisch, übersichtlich und mit neuen Dienstleistungen für die Kirchgemeinden. Auch eine App steht jetzt für unsere Leserinnen und Leser bereit – mit aktuellen Beiträgen jeden Freitagmorgen punkt sieben Uhr.

Frisch

Die neue Website ist in Gestalt und Technik auf der Höhe der Zeit. Das wirkt sich aus für die Nutzerinnen und Nutzer: Unsere Beiträge erscheinen schnell und angepasst auf den unterschiedlichsten elektronischen Geräten.

Schlank

Die frische, klare Gestaltung orientiert sich am lesefreundlichen Zeitungslayout. Sie ist aber zusätzlich optimiert für leichte Les- und Sichtbarkeit auf Bildschirmen.

Spannend

«reformiert.» ist die Zeitung für Kirchgemeinden, die tagein, tagaus viele spannende Anlässe organisieren. Nun finden Sie auf der Website auch eine Auswahl an Veranstaltungen – vom Jura bis ins Val Müstair.

Hilfreich

Für Tatkräftige gibt es jetzt ebenfalls einen Service: Die Kirchgemeinden können Stellenangebote und die Suche nach Freiwilligen publizieren. Das macht vieles einfacher.

Aktuell

Neben den online aufgeschalteten Beiträgen aus der Zeitung erscheinen werktags nahezu täglich auch exklusive Online-Texte und Videos über Kirche, Religion, Gesellschaftspolitik, Ethik und spannende Menschen.

Mobil

Nicht nur die Website erscheint jetzt optimal auf mobilen Geräten: Wer die elektronische Leseweise bevorzugt, erhält immer freitags um 7 Uhr per App «Punkt Sieben» eine Auswahl an Beiträgen. Die App kann ab der Website geladen werden. Wer möchte, erhält dazu eine Push-Nachricht.

Einladend

Schliesslich gibt es als Novität demnächst auch noch einen Newsletter: per Mail wöchentlich ein paar Hinweise auf Aktuelles.

www.reformiert.info
www.punktsieben.ch

PFARRBERUF FÜR BERUFSLEUTE

Sind Sie interessiert an Lebensfragen, Theologie, Geschichte und alten Sprachen? Wir führen Sie in zwei Jahren zum Theologiestudium an der Universität Bern oder Basel oder beraten Sie in ihrem Interesse an Theologie.

Nächster Ausbildungsgang ab 13. August 2020

Anmeldung bis 15. März 2020

Information und persönliche Beratung

theologischeschule.ch

079 362 7370 / info@theologischeschule.ch



ENTDECKUNGSANGEBOT IN CRÊT-BÉRARD

WUNDERSCHÖNES HAUS • LAVAUX VINORAMA • CHAPLIN'S WORLD MUSEUM

UNSER ANGEBOT

- Willkommenstrunk bei Anreise (Wein der Region)
- Übernachtung in einem Komfort-Zimmer
- Inkl. Frühstück und Abendessen
- Eintrittskarten für das Chaplin's Museum (10 Min. Fahrt)
- Gratis Fahrkarten zwischen Lausanne und Montreux
- Entdeckung des Lavaux-Vinorama (didaktisches Zentrum)

> FÜR 1 PERSON

1 Nacht: CHF 153.-
2 Nächte: CHF 286.-

> FÜR 2 PERSONEN

1 Nacht: CHF 236.-
2 Nächte: CHF 412.-

GÜLTIGKEIT :

01.02.2020 - 23.12.2020

Chemin de la Chapelle 19a | Postfach 27 | 1070 Puidoux
021 946 03 60 | info@cret-berard.ch | www.cret-berard.ch

CRÊT BÉRARD

Tipps

Ausstellung

Der Frühling kommt ins Kunsthaus

Die siebte Ausgabe von «Blumen für die Kunst» setzt im Aargauer Kunsthaus das Gespräch zwischen Floristik und Kunst fort. Meisterfloristinnen und Blumenkünstler stellen ihre Kompositionen aus frischen Blumen klassischen und zeitgenössischen Werken aus der Sammlung des Kunsthauses gegenüber. Führungen mit Kunsthistorikern und Floristinnen, Künstlergespräche sowie Workshops runden das Programm ab. kk

«Blumen für die Kunst», 3.–8. März, Aargauer Kunsthaus, Aarau



Das Aargauer Kunsthaus – auch ein Arbeitsplatz für Floristinnen. Foto: zvg

Vortrag



Sabine Scheuter

Foto: zvg

Verlieh die Reformation Flügel oder Ketten?

Welche Rolle spielten Frauen während der Reformation? Wie hat die Reformation auf die Frauen- und Männerrolle sowie auf das Ehe- und Familienverständnis gewirkt? Wo stehen Frauen heute in der Kirche? Ein Themenabend mit Sabine Scheuter, Pfarrerin und Spezialistin für Genderfragen. kk

Themenabend, 19. März, 19 Uhr, Bullingerhaus, Jurastrasse 13, Aarau.

Graphic Novel



Von starken Frauen

Bild: Jenny Jordahl

Auf dem langen Weg zur Gleichberechtigung

Die Autorin Marta Breer und die Illustratorin Jenny Jordahl würdigen mit ihrer Graphic Novel all die Frauen, welche sich für ihre Rechte eingesetzt und dabei im Kampf für die Selbstbestimmung viel riskiert haben. Ein aufschlussreiches, aber auch ein vergnügliches Buch. kk

Marta Breer, Jenny Jordahl: Rebellenische Frauen. Elisabeth-Sandmann-Verlag, 2019, 128 Seiten, Fr. 35.50.

Agenda

Gottesdienste

Weltgebetstag

Weltweit ökumenische Feiern nach der Liturgie von Frauen aus Zimbabwe.

Fr, 6. März

In vielen Kirchgemeinden in der Schweiz, siehe die Informationen in den lokalen Medien.

Traufisch – Gottesdienst für Ehepaare

Im Mittelpunkt dieses Gottesdienstes stehen die Fundamente des Paar-Seins: der Dank für die Liebe, die Bitte um gegenseitiges Verständnis; das Versprechen, an der Liebe festhalten zu wollen, und die Hoffnung auf Gottes Segen. Während des Gottesdienstes gibt es eine Kinderhüeti (bitte Alter und Anzahl der Kinder bei der Anmeldung angeben).

Sa, 14. März, 17 Uhr
Ref. Kirche, Baden

markus.zeifang@ref-baden.ch,
079 608 97 00

Gottesdienst der Gehörlosengemeinde

Mit Pfarrerin Anita Kohler.
Anschließend Kaffee und Kuchen.

So, 15. März, 15 Uhr
Ref. Kirche, Baden

Ökumenischer Frauengottesdienst

In den Aarauer Frauengottesdiensten wird ein Thema in einer freien gottesdienstlichen Feier gestaltet – mit Text, Liedern, Gebet, Austausch, Stille oder auch mit Tanz.

So, 15. März, 18 Uhr
Kath. Kirche Peter und Paul, Aarau

Treffpunkt

Auf dem Weg zur Mitte

Jahreszeiten feiern im Rügel-Labyrinth: Um-Wege, Richtungswechsel, neue Sichtweisen – und in der Mitte geschieht Umkehr, der Weg beginnt neu, er weist nach aussen, ins Weite. Mit Ruth Bänziger, Fachfrau für Rituale, und Urs Weiss, Labyrinth-Fachfrau.

Fr, 20. März, 17 Uhr
Labyrinth beim Tagungshaus Rügel, Seengen

Freiwilliger Unkostenbeitrag

«Hirngespinnste» und Diner surprise

Andrea Jost, Nachrichtensprecherin bei Radio SRF, tritt auch mit Musik- und Textprogrammen auf. Anlässlich ihrer Lesung auf dem Rügel wird sie durch die Musikerinnen Corinne Sonderegger-Adler, Oboe, und Debora Schweizer am Klavier begleitet. Dazu kommen feine Gerichte aus der Rügélküche.

Sa, 21. März, 18 bis ca. 22 Uhr
Tagungshaus Rügel, Seengen

Kosten: Fr. 20.– (Kulturprogramm), Fr. 60.– (Apéro, Essen, ohne Getränke)
Anmeldung bis 7.3.: www.ref-ag.ch/anmeldung

Bildung

Erbrecht und Testament

Der Notar Max Müller aus Lenzburg erläutert das Erbrecht und erklärt, worauf bei der Erstellung eines Testaments zu achten ist.

Di, 3. März, 19–21 Uhr
Haus der Reformierten, Stritengässli 10, Aarau

Freiwilliger Unkostenbeitrag: Fr. 20.–

Was uns Menschlichkeit wert ist

Palliative Care im Spannungsfeld zwischen Lebensqualität, Selbstbestimmung und Ökonomie. Eine interdisziplinäre Fachtagung, organisiert von «palliative aargau», den Aargauer Landeskirchen und dem Spitex-Verband Aargau. Mit Sr. Liliane Juchli, Nationalrätin Ruth Humbel, Ruth Baumann-Hölzle, Ethikerin, Severin Lüscher, Hausarzt, u.a. Moderation: Pfrn. Dr. theol. Karin Tschanz.

Do, 12. März, 13.30–18 Uhr
pffegimuri, Nordklosterrain 1, Muri

Kosten: Fr. 120.–, Kontakt: palliative aargau, Laurenzenvorstadt 11, 5000 Aarau, 062 824 18 82, info@palliative-aargau.ch, www.palliative-aargau.ch

Kultur

Trommelpoesie & Lesung

Vernissage des zweiten Gedichtbands, «Dazwischen», von Thomas Gröbly. Die Texte kreisen um grosse Themen wie Leben, Leiden, Tod und Liebe. Es spielt der Jazzmusiker Tony Renold.

So, 1. März, 17 Uhr
ThiK – Theater im Kornhaus Baden

Kunst und Glaube begegnen sich

Als Gast wählt Pfr. Martin Zürcher, kirchlicher Beauftragter an der Neuen Kanttonsschule Aarau und Gefängnisbesorger, aus der Sammlung des Kunsthauses einige Bilder aus. Im Dialog mit der Kunstvermittlerin Silja Burch erschliessen sich diese Kunstwerke.

So, 15. März, 16.30 Uhr
Aargauer Kunsthaus, Aarau
www.aargauerkunsthaus.ch

Konzert des Musikvereins Lenzburg

4. Sinfonie d-Moll op. 120 von Robert Schumann und «Dona nobis pacem» und «Laudate Dominum» von Péteris Vasks. Leitung: Beat Wälti.

– Sa, 28. März, 20 Uhr
Stadtkirche Lenzburg

– So, 29. März, 17 Uhr
Stadtkirche Brugg

Eintritt: Fr. 45.–/35.–/25.–

Leserbriefe

reformiert. 1/2020, S. 1
Dossier «Ewig leben?»

Kleine Druckschrift

Gerne lese ich die Zeitung «reformiert.». Ich bin nicht mehr jung und habe vermutlich darum Mühe, die kleine Druckschrift in der wenig kontrastreichen hellen Farbe, zum Beispiel Rosa, zu lesen, wie im Dossier «Ewig leben?» präsentiert. Ich verstehe, dass Sie gerne ein schönes Layout darstellen, aber vielleicht haben andere Menschen ähnliche Leseprobleme wie ich.

Annamarie Zimmermann,
Unterentfelden

Technik als Sinnstifterin?

Dass sich die Technik als Sinnstifterin aufspielt, sogar in Fragen der Ewigkeit, sehe ich genauso kritisch wie Theologin Katharina Klöckner. Der Sinn eines Menschen besteht nicht in der ängstlichen Selbstoptimierung, sondern im Loslassen derselben. Fahrlässig argumentiert die Autorin in protestantisch-wissenschaftlicher Nüchternheit, den Glauben oder das Erleben einer persönlichen Ewigkeit als Albtraum darzustellen. Das ewige Bewusstsein, ein Staunen, für uns nie ganz ausleuchtbar, ist von ganz anderer Qualität und ragt als göttliche Kraft mitten in unser Dasein. Möglicherweise sind wir dann unermüdliches Mitgefühl und eine Kraftquelle für die, die es brauchen. Das macht unser Leben, und das in allen Weltreligionen, lebenswert, im Grunde ermutigend und menschlich kraftvoll, und das bereits in unserem irdischen Leben. Matthias Holderegger, Zürich

Gott hat das letzte Wort

Das Gehirn als Datenspeicher mithilfe einer Software erneut benutzen? Ich finde diesen Gedanken mehr als gefährlich für die zukünftige Entwicklung der Menschheit. Dass Gott das letzte Wort hat, sollte doch eigentlich klar sein. Ewig leben wird die Seele, nicht das Gehirn oder gar der Mensch. Martin Fischer, Worb

Pure Kurzsichtigkeit

Wie wird man die zunehmenden Menschenmassen mit Gütern und Strom versorgen? Die entsprechenden Ressourcen sind heute schon stark strapaziert. Wie wird man die Leute ernähren? Mit artifizierlicher Nahrung, die man rasch zu sich

nimmt, und dabei im Internet surfen kann? Wird man die Menschen mittels eingepflanzter Chips so konstruieren, dass sie selbst dann friedlich und kooperativ bleiben, wenn es auf unserem Planeten nur noch Stehplätze gibt? Wenig wahrscheinlich. Also: Wozu sollte ich ewig leben, wenn dieses Leben eigentlich gar kein lebenswertes ist? Das ist Kurzsichtigkeit pur!
Hermann Küster, Hilterfingen

reformiert. 1/2020, S. 3
«Menschenrechte sind keine Verhandlungssache»

Im Zeitgeist

Wenn Gottfried Locher, der Präsident der Evangelischen Kirche Schweiz (EKS), sagt: «Wir passen uns dem Leben an, wie es heute ist», so folgt er dem Zeitgeist nach. Auf Kritik am Ja zur «Ehe für Alle» reagiert Gottfried Locher mit widersprüchlichen Allgemeinplätzen. Gott selbst kommt im Artikel nirgends vor. Dabei gäben Worte wie: «Wenn der Herr nicht das Haus baut, so arbeiten umsonst, die daran bauen», der EKS guten Rat.
Hanspeter Büchi, Stäfa

reformiert. 2/2020
Allgemein

Wertvolle Arbeit

Ich finde Ihre Zeitung sehr gut und danke für Ihre wertvolle Arbeit.
Helene Sollberger, Niederrohrdorf

zViste/2019, S. 18
Die göttliche Kleiderordnung

Atemberaubend

Nein, Herr Binotto! Ihre Verachtung den Menschen gegenüber, die sich nicht so kleiden, wie Sie es offenbar gern hätten, raubt mir den Atem. Ich glaubte, wir seien endlich so weit, dass kein Mann mir mehr vorschreibt, wie ich mich anzuziehen habe – aber weit gefehlt. Wo fundamentalistische Prediger Frauen in Säcken sehen möchten, kehren Sie die Entweder-Oder-Moral einfach um und halten Frauen in High Heels und hautengen Jupes für besonders erstrebenswert. Hier die sich kratzenden «Kirchenmäuse», da die normalen Modebewussten. Verachtung und Schwarz-Weiss-Denken sind keine gute Idee, nicht in der Politik, nicht im persönlichen Gespräch und auch nicht in der

Kirche. Ich wünsche Ihnen, dass Sie zwischen Schwarz und Weiss noch andere Farben entdecken und sich an der Vielfalt von Menschen und ihren Kleidern freuen können – wie es sonst im «zViste» zum Ausdruck kommt.
Regula Schmid, Winterthur

Freude am Rätsel

Das Rätsel hat Spass gemacht! Gratulation zur «zViste»-Ausgabe.
Maria Sigrist, Bern

Ihre Meinung interessiert uns. redaktion.aargau@reformiert.info oder an «reformiert.», Storchengasse 15, 5200 Brugg. Über Auswahl und Kürzungen entscheidet die Redaktion. Anonyme Zuschriften werden nicht veröffentlicht.

reformiert.

«reformiert.» ist eine Kooperation von vier reformierten Mitgliederzeitschriften und erscheint in den Kantonen Aargau, Bern | Jura | Solothurn, Graubünden und Zürich.
www.reformiert.info

Gesamtauflage: 702724 Exemplare
Redaktion
AG Anouk Holthuisen (aho), Thomas Illi (ti)
BE Hans Herrmann (heb), Katharina Kilchenmann (ki), Nicola Mohler (nm), Marius Schären (mar)
GR Constanze Broelemann (cb), Rita Gianelli (rig)
ZH Christa Amstutz (ca), Delf Bucher (bu), Sandra Hohendahl-Tesch (tes), Vera Kluser (vk), Cornelia Krause (ck), Felix Reich (fmr), Sabine Schüpbach (sas)
Blattmacher: Hans Herrmann
Layout: Susanne Kreuzer (Gestaltung), Maja Davé (Produktion)
Korrektorat: Yvonne Schär
Gestaltungskonzept: Susanne Kreuzer, Maja Davé in Zusammenarbeit mit Bodara GmbH

reformiert. Aargau
Auflage: 100 017 Exemplare (WEMF)
46609 reformiert. Aargau: Erscheint monatlich
Herausgeberin: Reformierte Landeskirche Aargau, Aarau
Präsidium der Herausgeberkommission: Gerhard Bütschi-Hassler, Schlossrued
Redaktionsleitung: Thomas Illi
Verlagsleitung: Hans Ramseier

Redaktion und Verlag
Storchengasse 15, 5200 Brugg
Tel. 056 444 20 70, Fax 056 444 20 71
redaktion.aargau@reformiert.info
verlag.aargau@reformiert.info

Abonnemente und Adressänderungen
Bei der jeweiligen Kirchgemeinde

Inserate
Kömedia AG, St. Gallen
Tel. 071 226 92 92, Fax 071 226 92 93
info@koemedia.ch, www.koemedia.ch

Inserateschluss Ausgabe 4/2020
4. März 2020

Druck: DZZ Druckzentrum Zürich AG



Porträt

Mit offenem Blick für Mensch und Tier

Integration John-David Bauder hält nichts von Vorurteilen. Er selbst hat als Kind darunter gelitten. In seinem Privatzoo sollen diese keinen Platz haben.



In John Bauders Zoo leben neben zwei Trampeltieren, Alpakas und Lamas weitere 61 Arten.

Foto: Manuel Zingg

«Betrachte die Tiere bitte vorurteilsfrei. Verwende keine Massstäbe wie schön, hässlich, dumm, unnützlich oder nützlich.» John-David Bauder zeigt auf das Schild am Eingang zu Johns kleiner Farm. «Dasselbe gilt für den Umgang mit Menschen», sagt der Gründer des kleinen Privatzoo, während ein Hahn kräht, ein Barockesel sein I-aah ertönen lässt und der Hund neben Bauder mit dem Schwanz wedelt.

Bauders Biografie hat ihn gelehrt, was es heisst, abgestempelt zu werden: Als Sohn einer Deutschen erlebten er und seine Mutter in einem kleinen Dorf im Berner Seeland öfters Diskriminierung. Als er mit 14

Jahren in das Dorf zurückkehrte, nachdem er mit der Familie fünf Jahre in Kairo gelebt hatte, fühlte er sich isoliert: «Es hiess, die Reichen sind zurück.» Dann bekam er die Diagnose «manisch-depressiv» und erhielt einen weiteren Stempel aufgedrückt. «All das hat mich für Menschen sensibilisiert, deren Lebensläufe nicht der Norm entsprechen oder Vorurteile hervorrufen.»

Nägel mit Köpfen machen
Wenn Bauder heute in seinem Zoo Personal einstellt, dann schaut er kein Schulzeugnis an. «Das ist eine Momentaufnahme, die nichts über den Menschen aussagt.» Er fügt an:

«Was nützt mir jemand mit einer Sechs in Biologie, wenn er den Tieren gegenüber nicht empathisch ist?» Im kleinen Zoo dürfen die Angestellten so Mensch sein, wie sie

John-David Bauder, 50

1996 eröffnete Bauder den Privatzoo «Johns kleine Farm» in Kallnach. Auf einer Hektare leben 283 Tiere von 64 Arten, darunter Findeltiere, Nutztiere und vom Aussterben bedrohte Arten. Der Betrieb bildete bisher 19 Tierpfleger aus, darunter auch 9 Lernende mit psychischer Beeinträchtigung.

sind. Ihre Suchtvergangenheit, Gefängnisaufenthalte oder psychischen und körperlichen Probleme stehen nicht im Vordergrund.

Das sei nicht immer einfach, verlange Geduld. «Manchmal muss man den Fünfer einfach gerade sein lassen, aber auch mal Nägel mit Köpfen machen.» Die positiven Rückmeldungen jedoch von Besuchern, die funkelnden Kinderaugen, die Anerkennung des Tierschutzes sowie Angestellte, die hier ihren Platz gefunden haben, treiben Bauder an.

Eigentlich wollte er Medizin studieren. Doch nach 13 Jahren Schulbank hatte er genug von der Theorie. Er wollte nun endlich arbeiten. Deshalb machte er auch gleich zwei

«Mit meiner Grossmutter wollte ich immer nur eines: in den Zoo.»

Abschlüsse aufs Mal: diplomierter Heilpraktiker und Krankenpfleger. Doch dabei blieb es nicht. Er studierte Operngesang, ökologische Erwachsenenbildung und Tierpflege. Besonders viel bedeutet es ihm, im Privatzoo Tierpfleger auszubilden: «Junge Menschen beim Start ins Berufsleben zu unterstützen, ist eine tolle Aufgabe», sagt Bauder.

Knie statt Schule

Der 50-Jährige liebt die Natur. Wenn immer möglich, ist er draussen unterwegs. Stets an seiner Seite sein Hund, der den gälischen Namen Saiorse (Freiheit) trägt. Und wenn Bauder nicht draussen ist, widmet er sich der Archäologie – seiner grossen Passion, die ihren Ursprung in seinen Jahren in Kairo hat. Noch früher entdeckte er seine Faszination für Tiere. Er hatte Tanzmäuse und einen Hund. «Wenn der Zirkus Knie in der Stadt war, habe ich immer die Schule geschwänzt», erinnert sich Bauder.

Stundenlang habe er zugeschaut, wie Fredy Knie die Tiere dressierte. Während Bauder aus seiner Kindheit erzählt, werfen zwei Knaben Äpfel in das Gehege der Stachelschweine. «Hier dürft ihr mit dem Essen um euch werfen, nicht aber zu Hause», sagt er zu den Buben und ihrer Grossmutter. Er schaut die Jungen an und sagt: «Ach, so war ich auch. Mit meinen Grosseltern wollte ich immer nur eines: in den Zoo.» Nicola Mohler

Gretchenfrage

Alina Ring, Sportklettererin:

«Der Glaube gibt mir eine gewisse Freiheit»

Wie haben Sies mit der Religion, Frau Ring?

Ich bin Mitglied der reformierten Kirche, und die christlichen Werte haben für mich eine grosse Bedeutung. Als Leistungssportlerin gibt mir der Glaube an Gott eine gewisse Freiheit. Ich weiss, dass mich Gott so annimmt, wie ich bin: egal, ob ich nun Erfolg habe oder nicht. Das nimmt Druck weg. Klettern ist meine grosse Leidenschaft, und der Glaube hilft mir, dass ich dabei nicht zu verbissen werde.

Wie leben Sie Ihren Glauben?

Zum Beispiel, indem ich regelmässig bete, meist mehrmals am Tag und auch vor dem Einschlafen. Dabei versuche ich, mit Gott in Beziehung zu kommen. Das heisst, ich artikuliere nicht nur meine Gedanken und Bitten, sondern bin auch mal einfach still und höre zu, was Gott mir sagen will. Oft habe ich dann plötzlich einen überraschenden Gedanken oder ein klares Gefühl. Das ist toll.

Sie studieren im vierten Semester Theologie. Woher kommt Ihr grosses Interesse daran?

Meine Eltern haben mir vorgelebt, was es bedeutet, ein christliches Leben zu führen. Als ich in der achten Klasse war, zogen wir nach Hirzenbach, einem Quartier der Stadt Zürich, und trafen dort eine sehr lebendige Kirchgemeinde an. Nach und nach bin ich da hineingewachsen, und mir wurde klar, dass ich Theologie studieren und Pfarrerin werden will.

Wann zweifeln Sie an Gott oder an Ihrem Glauben?

Eigentlich nie. Aber es gibt Momente, wo ich Gott nicht verstehe. Zum Beispiel, als ich verletzungsbedingt nicht klettern konnte und nicht wusste, ob und wie es für mich als Sportlerin weitergehen würde. Doch auch in dieser Zeit fühlte ich mich von Gott getragen. Und tatsächlich lag in diesem Unglück auch eine Chance: Ich konnte nämlich in Ruhe mein Studium anfangen und bin nun voller Energie auch wieder am Trainieren.

Interview: Katharina Kilchenmann

Christoph Biedermann



Tipp

Referat

Selbstbestimmtes Sterben – aber wie?

Das Sterben unterliegt heute in vielen Fällen nicht mehr einfach dem Wirken der Natur, dem Willen des Herrn über Leben und Tod oder dem Entscheid des Arztes, denn die hoch entwickelte Medizin der Gegenwart bietet auch in einstmals ausweglosen Fällen Behandlungsmöglichkeiten an. Ob sie ihre Versprechen einhalten, ob sie Heilung oder zumindest eine bessere Lebensqualität für die Kranken ermöglichen, ist allerdings nicht garantiert. Darum sind Patientinnen und Patienten in ihrem Leiden und

ihrer Unsicherheit auch noch zusätzlich gefordert, Entscheidungen zu treffen, deren Auswirkungen sie nicht kennen können.

Das ist eine Ausweitung der Freiheit zur Selbstbestimmung und auch ein Mehr an Selbstverantwortung – eine grosse Chance, aber oft auch eine Überforderung. Wie können wir diese Freiheit zu selbstbestimmtem Sterben leben? Darüber spricht in Aarau der Theologe Heinz Rügger, Ethiker, Gerontologe und Autor von Sachbüchern über Alter und Sterben. kk

Öffentlicher Themenabend, 1. April 2020, 19 Uhr, Haus der Reformierten, Stritengässli 10, Aarau. Freiwilliger Unkostenbeitrag. www.ref-ag.ch/informationen-medien/veranstaltungen/



Alina Ring, 21, ist Schweizer Meisterin im Sportklettern 2017. Sie studiert Theologie an der Uni Zürich. Foto: zvg